DAN SHOCKER's

Macabros



Nr. 41

DM 1,20

Oesterr. S 8, Schweiz Fr. 1.50
Schweden Kr. 2.50 incl. moms
Italien L 500, Spanien Pts 38
Printed in Germany

TSCHINANDOAH – wo die Steine leben



Nr. 41

Tschinandoah, wo die Steine leben

Er schlug die Augen auf.

Unruhe erfüllte ihn.

Björn Hellmark alias Macabros starrte zum Himmel.

Zartes Blau-Grau spann sich wie ein dichtgewebtes Netz über eine hügelige Landschaft, in der schlanke, himmelragende Bäume wuchsen. Sie standen in Gruppen und waren von einer spröden, bindegewebsartigen Haut zusammengefaßt, so daß sie wie ein überdimensionales, alleinstehendes Gewächs wirkten.

Im Abstand von mehreren hundert Metern ragte jeweils ein solcher Baum in die Landschaft.

Björn wischte sich über die Augen und atmete tief.

Die Sonne stand noch verhältnismäßig hoch. Ihre Strahlen waren warm und angenehm. Die Luft bewegte sich nicht.

Björn fühlte sich ausgeruht, als hätte er mindestens zehn Stunden geschlafen. Aber das konnte nicht sein. Wenn er den Schlafrhythmus fortsetzte, den er während der letzten Wochen durchexerziert hatte, dann mußte es jetzt später Nachmittag sein, dann mußte die Sonne tiefer stehen.

Seit er mit Danielle de Barteaulieé, seiner schönen Begleiterin, die ein rätselhaftes Schicksal erlitten hatte, in die »Puppe des Somschedd« kroch, um der lebensfeindlichen Magie Tamuurs zu entgehen, stimmte etwas nicht mehr.

Die Landschaft war anders, der Himmel hatte sich verändert, die Tage waren länger…

Beunruhigt mußte er daran denken, daß sein Geistfreund Al Nafuur ihn vor Antritt der Reise in die Parallelwelt davor warnte, die »Puppe des Somschedd« in irgendeiner Form zu benutzen. Wenn Björn sich noch mal die zurückliegenden hektischen Ereignisse vor Augen hielt, dann fiel ihm auch jetzt im Nachhinein kein anderer Weg ein. Im Tal Tamuurs, des Scharlachroten, der das Leben nach seiner eigenen Phantasie veränderte und gestaltete, wäre ihnen der sichere Tod gewiß gewesen.

Hellmark richtete sich auf. Sein Blick streifte das jugendliche Mädchen an seiner Seite. Danielle schlief noch. Der Marsch in der letzten Nacht war anstrengender und kräfteraubender gewesen als die Wege davor.

Sie waren länger unterwegs gewesen. Demnach dauerte also auch die Nacht länger…

Irgend etwas stimmte nicht mehr im Rhythmus des Tagesablaufs. Aber was es war, vermochte er nicht zu sagen.

Der blonde Deutsche mit der athletischen Figur erhob sich lautlos.

An seinem Gürtel war außer dem Schwert des Toten Gottes ein kleiner sackähnlicher Behälter befestigt, in dem er verschiedene Utensilien aufbewahrte: die Dämonenmaske, die Augen des Schwarzen

Manja, von denen sich drei in seinem Besitz befanden – und ein Fläschchen mit einer besonderen Flüssigkeit, dem Trank der Siaris.

Dieses Fläschchen nestelte er heraus.

Die geheimnisvolle Flüssigkeit war ihm zu treuen Händen und für besondere Situationen überlassen worden. Wer sie zur rechten Zeit nahm, dem weitete sich das Bewußtsein, und er erhielt Einblick in Dinge, die er zuvor nicht erkannt hatte. Zur falschen Zeit genommen aber führte der Trank der Siaris den Tod herbei.

Damit wollten die, die die Flüssigkeit aus einer rätselhaften Blume gewonnen hatten, verhindern, daß Mißbrauch mit dem Trank getrieben wurde.

Zuerst kam der Geist, von dem man eine Entscheidung verlangte, das Gefühl, von dem man erwartete, daß es den Geist in positivem Sinn beeinflußte. Wenn eine wirkliche Ausweglosigkeit vorlag, war der Genuß des Trankes der Siaris berechtigt.

Björn ließ den Blick durch das seltsame Tal mit den zusammengebündelten Bäumen schweifen.

Im Morgengrauen hatten sie diese Landschaft erreicht. Er war dem Licht des Südstern gefolgt, der für ihn zum Fanal der Hoffnung geworden war.

Aber selbst das Licht dieses Sterns hatte ihn in der letzten Nacht zum ersten Mal irritiert.

Es wirkte kompakter, als wären die Sterne des äußeren Rings näher an den Stern im Mittelpunkt herangerückt.

Danielle bewegte sich, und Björn drückte schnell den Pfropfen wieder in den Flaschenhals und verstaute die Flasche in dem Behälter. Danielle sollte nicht merken, was in ihm vorging.

Sie schlug die Augen auf und lächelte.

Die junge Französin, die durch die Beschäftigung ihres Vaters mit Schwarzer Magie und dem Anrufen hoher dämonischer Wesen ewige Jugend und Schönheit erhalten hatte, streckte die schlanken Arme in die Höhe, faßte nach Björns Händen und zog ihn langsam zu sich herunter. Ihre Lippen berührten sich.

»Guten Morgen – oder soll ich besser sagen: guten Abend?« flüsterte die charmante Dunkelhaarige. »Seit wir zusammen sind, beginnt unser Tag mit der Nacht. Bist du schon lange wach?«

»Ich bin nur einen Augenblick vor dir wach geworden.«

»Es ist noch ziemlich hell. Sind wir zu früh aufgewacht?«

Sie richtete sich vollends auf, ließ seine Hände aber nicht los. Sie lehnte ihren Kopf an Hellmarks Brust.

»Scheinbar ja.«

Sie rieb ihren Kopf an seiner Brust und schloß die Augen.

»Ich bin froh, daß ich bei dir sein kann«, sagte sie leise. »Du hast meinem Leben wieder einen Sinn gegeben, Björn. Jetzt weiß ich, daß

ich keine Hexe bin. Ich habe dich nicht töten können.«

Ein schmerzliches Lächeln spielte um seinen markant geschnittenen Mund. »Du hast das Begehren Rha-Ta-N'mys besiegt. Sie glaubt, ein Recht auf dich zu haben, aber gegen deinen Willen kann sie doch nichts ausrichten. Du bist der lebende Beweis dafür, daß selbst die ranghöchsten Dämonen und Geister nichts vermögen, wenn sie nicht auf einen bereiten Willen stoßen.«

Danielle wiegt den Kopf. »Das mag in anderen Fällen zutreffen, Björn. Bei mir aber liegen die Dinge anders. Rha-Ta-N'my hat ein Recht auf mich. Mein Vater hat sie und ihre Boten hintergangen. Was er für mich auf hinterhältige Weise erstritt, das kann man mir nicht nehmen. Aber eines vermögen die Kräfte, denen ich versprochen bin: sie können mein Leben jederzeit bedrohen und vernichten.«

»Damit dies nicht geschieht, haben wir uns zusammengeschlossen. Solange ich dich durch die Dämonenmaske und das magische Schwert beschützen kann, wird man dir kein Haar krümmen.«

»Dann wirst du immer bei mir sein müssen«, sagte sie mit vielsagendem Augenaufschlag.

Er erwiderte nichts darauf und dachte an Carminia, seine schöne Geliebte, die auf der unsichtbaren Insel Marlos zurückgeblieben war. Wenn er sich die fernere Zukunft vor Augen hielt, erfüllte die ihn mit nicht weniger Unbehagen als die nächstliegende. Wenn er wirklich das sagenumwobene Tschinandoah fand und dort das Geheimnis um Molochos lösen konnte, dann war die Möglichkeit groß, daß Danielle und er in die Welt zurückkehrten, aus der sie gekommen waren. Aber dann fingen die Probleme erst an.

Danielle liebte ihn, und nur die sich festigende Liebe war der Grund, weshalb Rha-Ta-N'my Danielle nicht wirklich zur Hexe machen konnte. Die übernatürlichen Fähigkeiten, über welche die Französin verfügte, waren ihr geschenkt worden, damit sie sie zum Unheil anwendete. Doch Danielle hatte sich fest vorgenommen, die verliehenen Kräfte zum Guten auszunutzen. Damit stellte sie ihren Willen, ihre Absichten und ihr ganzes Denken und Fühlen in strikten Gegensatz zu den Forderungen der Dämonenwelt.

Wie das weiterging, vermochte noch niemand zu sagen.

Björn vertrieb die düsteren Gedanken, die ihn zu übermannen drohten.

Das Naheliegende war im Moment wichtiger als die Zukunft. Erst mußte er Tschinandoah finden – dann würde man weitersehen.

Im stillen mußte er sich eine merkwürdige Umwandlung eingestehen: Danielle war ihm nicht gleichgültig. Er hatte sich nicht nur an die Nähe der ausgesprochen hübschen Französin gewöhnt, er suchte sie geradezu förmlich, wie Danielle seine Nähe liebte.

Er ließ das Thema fallen. Es gab soviel anderes, was sie sich zu

erzählen hatten.

Sie aßen und tranken. In der Nähe gab es einen kristallklaren Fluß, aus dem sie Wasser schöpften. Der Proviantbeutel, der in Caal-Mag von Ogh gefüllt worden war, enthielt nicht mehr allzuviel, und die Sorge um neuen Proviant bestimmte ihre Diskussion.

Björn beobachtete eine Zeitlang Tiere und Vögel und untersuchte das Blattwerk kleiner Büsche, die dornig und mickrig aussahen im Vergleich zu den vor Kraft strotzenden Bäumen. An den dortigen Sträuchern hingen fingernagelgroße dunkelrote Beeren.

Den beiden Menschen war es aufgefallen, daß sich immer wieder kleine pelzige Tiere, die eine gewisse Ähnlichkeit mit Kaninchen hatten, dem dornigen Gestrüpp näherten – die großen, zusammengebündelten Bäume aber respektvoll umgingen. Die Pelztiere verspeisten die roten Beeren mit offensichtlichem Genuß.

Das war kein unbedingter Hinweis dafür, daß sie auch für Menschen genießbar waren, doch er ließ es auf einen Versuch ankommen.

Er pflückte eine Beere und biß sie vorsichtig an. Sie schmeckte süß, und ihre Süßigkeit war von einer gewissen Schwere.

Hellmark aß die ganze Beere und wartete ab.

Nach etwa einer Viertelstunde fühlte er sich genauso wie zuvor und konnte nichts Besonderes an sich feststellen.

Die Beeren waren genießbar. Sie sammelten welche und füllten damit einen kleinen Sack, den Danielle aus dem Stoff ihres roten Kleides zusammengebunden hatte.

Das Kleid hing nur noch in Fetzen an ihrem Körper und gab mehr bloß, als es verdeckte.

Jetzt in der Helligkeit des Sonnenlichts unterzog Hellmark auch die seltsamen Bäume einer näheren Inspektion.

Die faserigen, straffen, steil emporragenden Stämme waren eingeschnitten und bildeten in einer Höhe von etwa dreißig bis vierzig Metern ein riesiges Blätterdach, das wie ein Schirm gespannt war.

Und da wußte er plötzlich, was ihm die ganze Zeit schon so merkwürdig vorgekommen war, was er jedoch nicht hatte begründen können.

Bei voller Sonne warf keiner der Bäume in diesem hügeligen Tal auch nur den geringsten Schatten!

*

Das widersprach allen Naturgesetzen, auch jenen des Parallelraums, wie er ihn bisher kennengelernt hatte.

Das Blattwerk absorbierte das Licht völlig. Für die Strahlen waren die Stämme durchlässig und stellten keinen Widerstand dar.

Danielle de Barteaulieé und Björn Hellmark betrachteten sich die Bäume eingehend. Hellmark tastete sie ab. Die Hülle fühlte sich warm und fest an, wie eine Haut, die gut durchblutet war.

Der Gedanke kam ihm plötzlich, und es gelang ihm nicht, ihn wieder schnell loszuwerden.

Er erwähnte seine Überlegungen Danielle gegenüber jedoch nicht.

Immer wieder gingen seine Blicke zum Himmel empor, an dem die Sonne nur schwerfällig langsam weiterwanderte.

Wenn er es recht bedachte, dann lag der Abend noch weit entfernt.

Sie verloren wertvolle Zeit.

Hier im Tal ähnelten sich die Hügel, Bäume und Mulden so sehr, daß niemand zu sagen vermochte, wo der Südstern in der letzten Nacht gestanden hatte. Es war sinnlos, in irgendeine Richtung aufs Geratewohl zu gehen. Sie mußten einfach die Dunkelheit einhalten.

Björn nahm sich in diesen Sekunden vor, nach Einbruch der Dunkelheit dem Südstern zu folgen, wie sie es bisher getan hatten. Im Morgengrauen dann, wenn Danielle schlief, wollte er – wenn er noch immer die gleiche Unruhe und Unsicherheit fühlte – einen Schluck des Trankes nehmen.

Er mußte wissen, woran er war.

Ein ganz eigenartiger Gedanke ließ ihn seit gestern nicht mehr los.

Er glaubte, daß er sich gar nicht mehr in jener Welt befand, die er durch den Spiegel der Kiuna Macgullyghosh betreten hatte.

Die Ereignisse im Tal der Foltern und die raum- und zeitverändernden Kräfte der magischen Puppe schienen ihn auf einen anderen Stern geschleudert zu haben.

Dann würde er hier Tschinandoah niemals finden…

*

Abrupt fanden seine Gedanken ein Ende, als der Boden unter seinen Füßen leise erzitterte.

Es ging so schnell, daß er später gar nicht mehr wußte, wie sich eigentlich alles abspielte.

Der Himmel verdunkelte sich.

Aber weder die Nacht kam von einer Sekunde zur anderen noch schoben sich Wolken vor das Tagesgestirn.

Vom fernen Horizont näherte sich ein Schwarm riesiger unbekannter Wesen, die Flügel an Flügel lautlos heranglitten wie Segelschiffe in der Luft!

*

Die Landschaft vor dem einsamen Wanderer breitete sich still und

trostlos unter der Düsternis des bleiernen Himmels aus.

Der Mann trug ein zerknittertes Hemd und khakifarbene Hosen. Er war breitschultrig und seine Haut bronzefarbig. Auf den ersten Blick fiel die prachtvolle, glänzende Glatze auf.

In der Begleitung des einsamen Wanderers in diesem Teil der Welt befand sich eine Tigerkatze, die nicht von der Seite ihres Herrn wich.

Das waren Rani Mahay, der Koloß von Bhutan, und Chitra, die Tigerin.

Die Ungewißheit des Schicksals seines Freundes hatte den Inder veranlaßt, heimlich Marlos durch den Spiegel zu verlassen und jene Welt zu betreten, in der Hellmark eine besondere Mission zu erfüllen hoffte.

Aus den zahllosen Ungewißheiten und Unsicherheiten, die Hellmarks Aufbruch und verschwommene Erklärungen zuvor erkennen ließen, war eines zumindest jetzt geklärt: Mahay wußte, daß es nicht möglich war, durch die rückwärtige Seite des magischen Spiegels zu gehen. Was in anderen Fällen kein Problem gewesen war, hier war es eines.

Er befand sich nun in einer Welt, von der er wußte, daß sich auch Hellmark in ihr bewegte und dem Licht des Südsterns folgte. Auch er mußte sich nun nach diesem Stern richten, in der Hoffnung, den Freund einzuholen und künftig zu begleiten. Am Ende der Reise – wenn sie erfolgreich verlief – gab es eine Stelle, die die Rückkehr in die Welt, aus der sie kamen, ermöglichte.

Rani Mahay atmete tief durch, sein mächtiger Brustkorb hob sich.

Der Inder wirkte ernst und verschlossen. Man sah ihm an, daß er einen anstrengenden Marsch hinter sich hatte.

Auf dem Weg durch die fremde, unerforschte Welt war er auf die Städte der Gaafh und Tzschizz gestoßen. Zwischen den beiden Rassen, die in Wirklichkeit eine waren, bahnten sich ganz neue Beziehungen an. Der Einfluß der dämonischen Mächte war durch Hellmarks Eingreifen beseitigt worden. In der Hauptstadt des Gaafh-Landes war Mahay auf Hellmarks Spuren gestoßen, und dort wurde ihm bekannt, daß Björn in Begleitung einer Frau seinen Weg nach dem rätselhaften Tschinandoah fortgesetzt hatte.

Wie Hellmark war Mahay nur nachts gewandert und zuletzt in das Tal geraten, das Björn beinahe zum Schicksal geworden wäre.

In jener Nacht hatte Mahay ein eigenartiges Erlebnis.

Der Himmel verfärbte sich, und der Inder meinte, von einer seltsam saugenden Kraft gepackt zu werden. Später wußte er nicht mehr, ob er wach gewesen war oder geträumt hatte.

Das Tal vor ihm veränderte sich.

Die Bäume, die er von einem Plateau aus wahrgenommen hatte, schrumpften, zerbröckelten zum Teil oder wurden pechschwarz.

Beim Näherkommen stellte er fest, daß die Pflanzenwelt völlig versteinert war. Bizarre Formen traf er an, und er hätte nun stundenlang durch ein vergessenes, verglühtes Tal wandern können.

Seit Hellmarks Ankunft hier hatte sich etwas verändert.

Eine innere Stimme warnte Mahay, das Tal zu passieren, das nicht mehr das Bild bot, das man ihm schilderte.

Was war hier geschehen?

Worauf war der Flammensturm zurückzuführen, von dem noch jetzt blau und grün verfärbte Schleier über der Stätte der Vernichtung wehten?

Wie von einem Magnet angezogen, lief Mahay schließlich doch einen breiten Hauptweg zwischen bizarren, versteinerten Pflanzen. Und manchmal kam es ihm so vor, als ob nicht die Natur, sondern ein irrer Künstler hier tätig gewesen wäre.

Manchmal erinnerten Strünke und Wurzeln an durchlöcherte, modrige Knochen, Blattwerk an faltige, ausgedörrte Mumienhaut.

Eine unheimliche, nicht beschreibbare Atmosphäre lastete über der tristen Stätte. So weit Mahays Auge reichte, dehnte sich die bizarre, versteinerte Welt vor ihm.

Am Himmel leuchtete der Südstern, der sich von allen anderen durch seine Größe und seine Form unterschied. Um einen verhältnismäßig großen hellen Fleck gruppierten sich in regelmäßigen Abständen drei kleinere, die ihn umkreisten wie Trabanten.

Das war der Südstern, der über dem verheißenen Tschinandoah stand.

Der Inder kam an ausgetrockneten Tümpeln vorbei und geschwärzten Wegen. In der Ferne erblickte er eine absonderliche Ruine, zu der mehrere, steil aufwärtsragende Brücken führten, die von einer Art faserigem Gestrüpp überwuchert waren.

Die Reste einer bizarren Burg!

Seit Urzeiten schien sie hier zu liegen, und Wind und Wetter hatten ihr zugesetzt. Spröde und ausgewaschen war das Material, aus dem sie bestand. Gewaltige Räume reihten sich verschachtelt aneinander.

Mahay ließ die Ruine nicht links liegen. Er sah sie genau an.

Wenig später schon wanderte er zwischen dunklen Säulen, die aus versteinerten Drachen und Menschen- und Schlangenleibern zu bestehen schienen, durch die verlassenen Säle. Es waren noch genügend Zeugnisse auf den Herrn dieser Burg vorhanden.

Breite Wandreliefs liefen unter der Decke entlang, die wirkte, als ob ein Drache seine Flügel aufgespannt hätte und inzwischen zu Stein geworden wäre.

Wer hatte diese Burg bewohnt? Warum hatte der Besitzer sie verlassen?

Die Merkwürdigkeiten nahmen zu, wenn er bedachte, daß man

ihm in Caal-Mag von dem großen, fruchtbaren Tal erzählt hatte, in dem ein böser Magier sein Unwesen triebe. Daß dieses Tal aber gar nicht mehr existierte – davon hatte niemand ein Wort von Caal-Mag verloren.

Dabei waren die Veränderungen so auffällig, daß jedermann sie sehen konnte… Rani gefielen die Ungereimtheiten nicht, auf die er stieß.

Er drang in die labyrinthischen Räume der verlassenen Burg ein und gelangte dabei in eine Art Thronsaal, in dem der vergangene Herrscher dieses unheimlichen Bauwerks einst lebte. Die Burg war eine Nekropole. Hier war der Tod eingezogen. Es war, als hätte eine unbekannte Krankheit blitzschnell zugeschlagen und die hier Lebenden von einer Sekunde zur anderen ausgelöscht.

Zurückgeblieben von ihnen aber war etwas. Man konnte es nicht mit Händen greifen – doch man konnte es fühlen mit feinen Sinnen.

Die Atmosphäre rundum verbreitete Beklemmung und Beunruhigung. Hier hatte einst etwas existiert, dessen Nähe nicht hatte vergehen können.

Rani Mahay fühlte sich beobachtet.

Die Tigerkatze ging unruhig im Kreis herum. Aus ihrer Kehle drang ein leises, gefährliches Knurren. Die Nackenhaare des Tieres waren leicht aufgerichtet, es hatte die Ohren angelegt.

Chitra verhielt sich anders als sonst Sie witterte eine Gefahr und wußte doch nicht, wo sie zu finden war.

Rani war es, als halte sich hier außer ihm noch jemand auf. Er drehte sich um und durchbohrte die stumpfe Dunkelheit mit aufmerksamen Blicken.

Die Umrisse der abschreckenden Gestalten in den bizarren Säulen kamen ihm plötzlich plastischer und mit mehr Leben erfüllt vor.

Da zuckte er zusammen.

Unter einem Durchlaß tauchte eine Gestalt auf.

Sie war weiß und schwebte einige Zentimeter über dem Boden.

Ein Geist!

*

Der Inder hielt den Atem an.

Chitra benahm sich seltsam. Die Tigerin drehte sich im Kreis, als suche sie etwas. Sie sah nicht die schwebende Lichtgestalt, die langsam zwischen den unheimlichen Säulen näher glitt, als würde ein Windhauch sie wie ein Blatt tragen.

Die helle Gestalt war eine Frau von unvergleichlicher Schönheit. Durch das weiße, weich fließende Gewand schimmerte die getönte Haut, die makellos wie ein Pfirsich war.

Das Gesicht schien einer Prinzessin zu gehören. In langen, platinfarbenen Locken fiel das Haar über die Schultern herab und floß bis tief über die sanften Rundungen der Hüften.

Die Gestalt kam bis auf drei Schritte an Mahay heran – der Inder registrierte jede Regung auf dem schönen Gesicht. Erstaunen, Verwunderung und tiefes Glück spiegelten sich in diesem Antlitz. Groß und klar wie ein Bergsee waren die Augen.

Die geisterhafte Frau wandte sich nach links. Sie schien viele andere Dinge wahrzunehmen, aber den Inder und die Raubkatze hatte sie wohl nicht gesehen.

Die Gespenstische schwebte zum Thron.

»Wer bist du?« fragte Mahay klar und deutlich. Seine Stimme hallte durch den abstoßend wirkenden Thronsaal und verwehte.

Die schöne Fremde nahm überhaupt keine Notiz von ihm.

Sie umrundete den Thron und strich mit zarter Hand über die widerlichen Dämonenfratzen, die dort aus dem Stein herausgearbeitet waren, und verschwand dann in der Dunkelheit der verschachtelten Räume.

Mahay lief ihr in das Labyrinth der leeren Gänge nach und entdeckte sie auch einige Male wieder. Einmal stand die Fremde an einem mitten im Raum stehenden Brunnen und starrte in die Tiefe. Ein andermal tauchte sie in einem wie eine tote Augenhöhle aussehenden Fenster auf und blickte erschreckt in das geisterhafte Tal.

Die weiße Frau schrie. Man sah ihr das Grauen, die Ratlosigkeit und die Verzweiflung an. Sie floh wie von Sinnen durch die Räume, tauchte hier und dort wieder auf.

Sie befand sich in einem Labyrinth der Schrecken, und verschwunden war der Ausdruck der Glückseligkeit in ihrem Gesicht. Sie stand dicht davor, den Verstand zu verlieren. Sie mußte tausend Dinge gleichzeitig sehen, die sich hier abspielten. Sie schrie, aber kein Laut drang durch die Stille der Nacht und hallte schrecklich durch die Ruinenstätte.

Die gespenstische Erscheinung verschwand schließlich wieder so schnell und geheimnisvoll, wie sie gekommen war.

Als Mahay die Geisterburg verließ, um weiter, das Tal Richtung Südstern zu durchqueren, kreisten seine Gedanken wie ein in wilde Fahrt geratenes Karussell.

Wer war die Frau – und warum war sie dazu verdammt, an diesem unseligen Ort zu spuken?

Hätte er jetzt Björn Hellmark sprechen und ihm die Situation schildern können, wäre ihm einiges klargeworden.

Das Gemäuer, das er verließ, war die Burg des Scharlachroten, der weder menschlicher noch tierischer noch pflanzlicher Herkunft war.

Tamuur hatte im Augenblick des Dimensionsumsturzes seinen

Fluch wahrgemacht. Sein Tal ging unter, weil die Bedingungen, unter denen es gestanden hatte, nicht mehr existierten. Raum und Zeit innerhalb des Tals und, des angrenzenden Landes Ullnak kippten. Ein neuer Zeitraum entstand – und neue Bedingungen. Die Bedingungen einer fernen Zeit – Tamuurs Land und das Land Ullnak wurden in der Vergangenheit ausgelöscht und entstanden in der Zukunft neu.

Die geisterhafte Schöne, die der Inder beobachten konnte, war niemand anders gewesen als Aleana, die Tochter des Fürsten Altor aus Ullnak. Tamuur schwor, Aleana bis ans Ende ihrer Tage an sich zu fesseln und sie alle Schrecken miterleben zu lassen, die sie freiwillig nicht mit ihm teilen wollte.

Doch davon wußte Mahay nichts.

Er glaubte an das Licht des Südsterns und an die Mission Hellmarks und ahnte nicht, daß sein großer Freund sich in der Tat nicht mehr hier auf dieser Parallelwelt befand, sondern daß die chaotischen Ereignisse ihn auf einen anderen Stern schleuderten. Aber das wiederum wußte Hellmark nicht, wenn er es auch dunkel ahnte…

Der Burg schloß sich ein labyrinthischer Garten an, der von einer hohen Mauer umgeben war. Dieser Garten mündete später fast unmerklich in das scheinbar endlose Tal des Grauens, in dem so viele Unschuldige Tamuur sich unterwerfen mußten.

Rani passierte gerade den Durchgang, bereit, konsequent seinen Weg fortzusetzen, als er eine leise Stimme vernahm.

»Er soll sterben… ich wünsche ihm den tausendfachen Tod!« klangen die Worte haßerfüllt an seine Ohren. »Er hat Ullnak an den Rand des Untergangs gebracht.«

Die Katze wollte gerade zum Sprung ansetzen.

»Stop!« Ranis geistiger Befehl erreichte das Tier. Chitra fuhr zusammen. Sekundenlang hielt der Inder mit seinem Willen die Kontrolle über das Raubtier, während er sich mit zwei schnellen Schritten geduckt dem Mauerrest näherte, der sich dem Gemäuer anschloß.

Ein halber Turm ragte hinter der abgebrochenen Mauer empor.

Wie in einem kleinen, halbrunden Innenhof hockte darin ein Mensch in Gebetsstellung vor einer etwa einen Meter hohen Statue und hob beschwörend die Hände.

»Ullnak hat sein Gesicht verloren. Ein falscher Herrscher hat als Ersatz für den Verlust seines Landes Ullnak übernommen. Du sollst mich hören, Fremdling ohne Namen… du sollst die Schmerzen fühlen, die ich dir zufüge… spüre auch diesen Stich…«

Mahay verhielt sich ruhig wie ein Schatten, und in atemloser Anspannung sah er zu, was der Mann tat, der ihm den Rücken zuwandte und in einem einfachen braunen Gewand steckte.

Zwei schwarze Kerzen brannten neben der großen, lebensecht

nachgebildeten Statue.

In der Figur steckten zahlreiche, fingerdicke Nadeln, die mit schwarzen Köpfen versehen waren.

Die nachgebildete Gestalt dort stand auf einem altarähnlichen Podest, das von dornigem Gestrüpp und giftigen Kräutern umrankt war.

Die Statue stellte einen Mann dar, der eine sonnengebräunte Haut, auffallend blondes Haar und ein markantes, männliches Gesicht hatte. In der Rechten hielt die Statue ein breites Schwert, das mit einem funkelnden Griff versehen war.

Der Inder glaubte seinen Augen nicht trauen zu dürfen.

Die Statue, in die der Beschwörer mit hartem Ruck eine fingerdicke Nadel oberhalb der Leber stieß, stellte eindeutig seinen Freund – Hellmark – dar!

*

Björn und Danielle hielten den Atem an.

Hellmark wurde unwillkürlich an den mit Echsenflügel bespannten Himmel über Tamuurs Land erinnert.

Nur gab es hier einen Unterschied: der Himmel stand nicht still. Er bewegte sich.

Die zahllosen Schatten bildeten eine einzige, riesige Fläche. Die Sonne verdunkelte sich. Düsternis hüllte das Tal ein.

Danielle lief auf Hellmark zu.

»Was ist das? Was hat das zu bedeuten?«

»Ich weiß es ebensowenig wie du.«

Unwillkürlich zuckte seine Rechte zum Griff des Schwertes. Er liebte den Kampf nicht, doch er war bereit, sein Leben so teuer wie möglich zu verkaufen, wenn die Situation ihn dazu zwang. Sie konnten den Blick nicht wenden von den Flugwesen, die sich näherten und jetzt fast über ihnen schwebten.

Björn und Danielle standen eng an den eingescheideten Vielfachstamm gepreßt. Im Schutz des weit ausladenden Wipfels hofften sie beide, von den Geschöpfen nicht wahrgenommen zu werden.

Obwohl die Wesen so dicht über ihnen schwebten, war nicht ein einziger Flügelschlag zu hören. Alles spielte sich mit unheimlicher Leichtigkeit und Lautlosigkeit ab.

Es war, als ob gigantische Blätter von einem stillen Windhauch durch die Luft getragen würden.

Die beiden Menschen sahen jetzt die tief herangleitenden Fluggeschöpfe aus nächster Nähe. Die Flügel wirkten stumpf und lichtundurchlässig.

Breite flache Köpfe, denen etwas Schlangenähnliches anhaftete, erweiterten sich zu einem trapezförmigen Halsansatz, der schließlich in die Flügel mündete.

Die Körper waren langgestreckt, sahen wie Zigarren aus und schimmerten unmittelbar über ihnen regenbogenfarben. Kleinere flache Flügel waren an der konisch zulaufenden Schwanzspitze der seltsamen Vögel angewachsen, die den langen Körper wie die hinteren Tragflächen bei einem Flugzeug im Gleichgewicht hielten.

An der langen Körperoberfläche waren flache Mulden, die dunkler herauskamen. Auf der Außenseite waren diese Mulden abgegrenzt durch einen hohen Wulst, so daß die Dellen wie Sättel wirkten, in die jemand oder etwas sich setzen konnte.

Die Fluggeschöpfe landeten lautlos und schattenhaft wie Gespenster aus einer anderen Welt.

Die großen Flächen zwischen den mächtigen Bäumen waren im Nu ausgefüllt.

So weit das Auge reichte, füllten die Flugwesen das Tal, und die Sonne schien wieder klar und strahlend vom wolkenlosen Himmel herab.

Eine kleine, weißliche Sonne…

Sie war anders als die, die sie während ihres bisherigen Marsches gesehen hatten. Die andere war größer und etwas gelblicher gewesen.

Also doch – eine andere Welt?

Die lautlos herabgekommenen Wesen verfügten jeweils über acht Beine, auf die sie sich spinnengleich stützten.

Wie erstarrt standen Björn und Danielle an dem Baumstamm und wagten nicht, auch nur die geringste Bewegung zumachen.

Noch wußten sie nichts mit der Situation anzufangen, obwohl sie beide ihre Hirne zermarterten.

Mußten sie die Wesen, die bisher keine Notiz von ihnen genommen hatten, fürchten? Oder waren sie harmlos? Lebten diese Fluggeschöpfe, die man weder als Vögel noch als Echsen bezeichnen konnte, hier in diesem Tal? Waren die Blätter der mächtigen Bäume ihre Nahrung?

Wenn die flachen Schlangenköpfe sich reckten, dann konnten sie bequem die Wipfel der Gewächse erreichen.

Die ovalen, schräg liegenden Augen glosten in fahlem Grün. Die großen Augäpfel befanden sich in stetiger Bewegung, schienen aber die beiden an den Stamm gepreßten Menschen dennoch nicht wahrzunehmen.

Die schillernden Chitinkörper wirkten erstaunlich leicht und luftig, als würden sie nur aus einer hauchdünnen Haut bestehen, die von innen aufgebläht war wie eine Luftragehalle.

Und dann registrierten Danielle und Björn schattenhafte

Bewegungen auf dem langen, schillernden Leib. Die Bewegung ereignete sich ausschließlich innerhalb der auffälligen Mulden, die an Sättel erinnerten.

Dort hinter hauchdünnen Membranen zeigten sich – Gesichter!

*

Danielle schluckte heftig. Ihre Blicke suchten Hellmarks Augen. Sie wagte nicht zu sprechen.

Björn nickte ihr zu. »Wir haben also beide das gleiche gesehen«, wisperte er kaum hörbar, so daß sie direkt neben ihm es gerade vernehmen konnte. »Die langen Leiber dienen anderen Wesen als Behausung, möglicherweise wie ein Flugkörper.«

Er starrte zu dem Fluggeschöpf hin, das ihm am nächsten saß und ihn mit einer peitschenartigen Bewegung seines Kopfes wie ein lästiges Insekt hinwegfegen konnte. Hinter den membranenartigen Muldenverschlüssen zeigten sich auch jetzt wieder Gesichter. Sie waren grün und flach, mit breiten Nasen, die sich kaum aus der übrigen Gesichtsfläche abhoben. Die Augen lagen schräg wie bei den Flugwesen, und fühlerartige Rüssel spannten sich aufgebläht wie Augenbrauen über den Sehorganen. Aufregende Bewegungen waren hinter den Membranen zu registrieren.

Hatte man sie entdeckt?

Mit einem schnellen Rundblick vergewisserte Hellmark sich, welche Fluchtmöglichkeit sie hatten, wenn es hier zu einer unerfreulichen Situation kam. Weiter als zehn Schritte kam er nicht. Dann lag schon wieder das nächste Fluggeschöpf vor ihm und versperrte ihm den Fluchtweg.

Also Kampf, wenn es hart auf hart ging?

Auch das war so gut wie ausgeschlossen. Gegen die Übermacht eventueller Feinde konnte er nichts ausrichten.

Er konzentrierte sich auf seine Fähigkeit, sich zu verdoppeln, um notfalls Macabros, seinen Zweitkörper, ins Spiel zu bringen, wenn die Lage es erfordern sollte.

Das war noch die einzige Möglichkeit, zumindest Danielle aus der Gefahrenzone zu bringen. Doch in der Zwischenzeit mußte er hier für einige Sekunden mindestens zurückbleiben, ehe auch er sich durch Macabros an einen anderen Ort versetzen konnte und der eventuellen Gefahr entrann. Jede Sekunde konnte unter Umständen zuviel sein. Er riskierte den Tod – und damit auch den Danielles. Wenn er einer gefährlichen Situation nicht mehr rechtzeitig genug entging, dann würde mit dem Verlöschen seines Geistes auch Macabros nicht mehr existieren. Danielle war auf sich allein gestellt…

Alle möglichen Dinge gingen ihm in Sekundenschnelle durch den

Kopf.

Björn war ein Mensch, der sich nach Möglichkeit zuvor Klarheit über den Verlauf einer Situation zu verschaffen versuchte, ehe der Ablauf der Ereignisse ihm keine Zeit mehr dazu ließ.

Doch diesmal nutzten alle Überlegungen nichts.

Alles hatte so bedächtig begonnen, und es endete mit einer Explosion, viel zu schnell, als daß er auch nur eine einzige seiner Möglichkeiten hätte ausschöpfen können.

Wie ein Peitschenschlag krachte es in der Luft.

Alle Stämme zur gleichen Zeit sprangen auf, als hätte ein unsichtbarer Geist das Kommando dazu gegeben.

Danielle und Björn, die sich dicht an den Stamm ihres Baumes gepreßt hatten, meinten, daß sie eine aufspringende Metallspirale in den Rücken bekämen.

Sie flogen beide nach vorn.

Die bindegewebige Einschneidung spulte sich auf und erweiterte sich so, daß es schließlich aussah, als ob die Hülle hur noch an der einen Seite fest an den unendlich vielen Bündeln des Riesenbaumes befestigt sei.

Die Bündel lösten sich. Wie Tentakeln, von denen jeder dicker als ein Menschenarm war, schnellten die dunkelroten Stränge blitzartig in die Höhe.

Große Öffnungen wurden frei.

Im Nachvornwirbeln nahmen Danielle und Björn nur noch einen Bruchteil der Dinge wahr.

Aus dem Innern der hinter den dunklen Strängen liegenden Hohlräume kam ein zischendes, saugendes Geräusch. Ein enormer Luftwirbel entstand, der sich in Richtung der Öffnungen bewegte. Eine gewaltige Saugleistung wurde vollbracht, in die Björn geriet, noch ehe er dazu kam, sein Schwert zu ziehen.

Aber gegen wen hätte er auch kämpfen sollen?!

Sichtbare Feinde gab es nicht. Kämpft man gegen den Sturm mit einem Schwert?

Es ging alles viel zu schnell, als daß er noch irgend etwas hätte begreifen können.

Eben noch nach vorn geschleudert, wurde er vom Sog zurückgeholt. Er rutschte über den unebenen Boden, von dem sich nur leichter Staub löste.

Im gleichen Augenblick aber, als sich die Hohlräume mit einem Peitschenknall öffneten, trat noch etwas anderes auf.

Es schien, als hätten die geheimnisvollen Flugwesen und ihre noch rätselhafteren in ihnen Wohnenden nur auf diesen Augenblick gewartet.

Die Membranen in den Mulden öffneten sich wie Luken. Wie aus

Kanonen stürzten aus Tausenden von Öffnungen gleichzeitig fauchende Luftströme, die dem Sog in das Innere der Riesenbäume entgegenwirkten.

Luftwirbel von ungeheurer Stärke entstanden.

Aber sie wirkten sich nicht auf alle Bäume in diesem rätselhaften Tal gleichzeitig stark und ausreichend aus.

Nur einige wurden voll getroffen, und ihnen wurde der Luftstrom, den sie in die Öffnungen zogen, förmlich weggerissen. Und wo das gelang, kam noch mehr aus der Tiefe der geheimnisvollen, offenbar hohlen Gewächse.

Dunkle Gestalten wurden aus der unbekannten Tiefe der Erde gezogen. Sie schlugen heftig mit Armen und Beinen um sich. Die Farbe der Wesen war dunkelgrün bis dunkelbraun, und sie waren menschengroß.

Die so aus der Tiefe Beförderten schwirrten in den brüllenden und fauchenden Luftmassen auf die Öffnungen in den Chitinleibern zu und verschwanden darin wie im Rachen einer Bestie. Nur gab es hier in diesem Fall einen bemerkenswerten Unterschied.

Bestie stimmte. Die Flugwesen hatten auch einen Rachen. Aber das, was sich da vor ihren nach unten gekippten Flügeln als Riesenkopf auswuchs, schien in diesen Sekunden nicht mehr als eine Attrappe zu sein.

Die wahren Rachen – und im wahrsten Sinne des Wortes deren mehrere! – schienen sich an den Seiten der Chitinleiber zu befinden, wo die aus der Tiefe der Erde Beförderten verschwanden und verschlungen wurden.

Wie das im einzelnen geschah, und was hier im Detail vorging, das zu beobachten war im Chaos des Spektakels überhaupt nicht möglich.

Björn Hellmark verschwand, ehe es ihm bewußt wurde, im Schlund eines der hohlen Stränge. Danielle de Barteaulieé jagte gegen ihren Willen und wie die Geheimnisvollen aus der Erde verzweifelt um sich schlagend in eine Öffnung im Chitinpanzer eines der riesigen Fluggeschöpfe. Das Mädchen verschwand darin wie in einem Rachen.

*

Björn Hellmark versuchte noch instinktiv, irgendwo Halt zu finden. Er sah das glatte Loch auf sich zukommen. Ehe er jedoch nach dem Rand greifen konnte, verschwand er in einer röhrenartigen Öffnung.

Die Öffnung führte steil nach unten, und ein Schwall frischer Luft umspülte ihn. Die Luftmassen strömten mit einer derart hohen Geschwindigkeit in den Hohlraum, daß Hellmark einfach mitgerissen wurde, ohne die Chance zu haben, sich irgendwo festzuklammern.

Blitzartig und mit starker Wucht ging es in die Tiefe.

Dunkelheit hüllte ihn ein, die jedoch nicht undurchdringlich war. Es herrschte gespenstisches Zwielicht.

Im Vorbeifliegen registrierte er dunkle Verästelungen und Verzweigungen, und für den Bruchteil eines Augenblicks kam er sich in dieser gewaltigen und fremdartigen Umgebung vor wie eine Mikrobe im Innern einer blutleer gepumpten Ader, durch die ein heftiger Wind peitschte.

Die zahllosen Verästelungen wehten und peitschten wie Auswüchse, und er spürte die Schläge ganz deutlich.

Dann folgte ein heftiger Schlag und verbunden damit ein brennender Schmerz, der ihm vom mittleren Schädel wie elektrischer Strom die ganze Wirbelsäule hinabjagte.

Hellmark schrie gequält auf.

Er krachte mit voller Wucht gegen eine Wand und wußte nicht, ob es unten oder oben war.

Mit dem Schmerz begann sich alles um ihn zu drehen.

Dann kam die absolute Schwärze und Gefühllosigkeit. Er wußte nichts mehr von sich und der Welt.

*

Wie Björn Hellmark erging es Danielle de Barteaulieé.

Nur unter anderen Vorzeichen.

Der Luftstrom wirbelte sie durch einen Kanal, der in einer matt glänzenden, modrig riechenden Kammer mündete.

Sie rutschte über den Boden und kam an der gegenüberliegenden Wand an. Ihr Flug durch den Luftstrom fand ein Ende.

Benommen und erschreckt blieb sie sekundenlang in der Stellung liegen, in der sie angekommen war. Sie fand keine Zeit zum Überlegen.

Durch die fauchende Öffnung wurde eine weitere Gestalt geworfen, noch eine…

Nur eine Handbreit neben ihr entfernt stürzte eine Gestalt hin, die grün-braun war und den Geruch feuchter Erde verbreitete.

Das Wesen starrte sie ebenso erschreckt aus runden, etwas vorstehenden Augen an, wie sie es anstarrte.

Die Finger des Fremden, der in einem zerknitterten Anzug steckte, zogen sich langsam von ihr zurück.

Danielle wollte etwas sagen.

Aber dazu kam sie nicht mehr.

Die Öffnung, durch die sie hereingesogen worden waren, schloß sich. Im gleichen Augenblick hörte man ein leises Zischen, als ob irgendwo ein Ventil geöffnet würde.

Die beiden vor Schreck und Angst starren Grün-Braunen, die einen

völlig haarlosen Schädel hatten, gaben ein aufgeregtes Piepsen von sich und sprangen auf.

Aber sie kamen nicht mal einen Schritt weit.

Ein scharfer, ätzender Geruch lag plötzlich in der frischen, verhältnismäßig sauerstoffreichen Luft.

Die beiden Fremden verdrehten die Augen, taumelten und kippten um. Schwer und dumpf schlugen sie zu Boden.

Ein betäubendes oder tödliches Gas strömte in das Innere der Zelle.

Auch Danielle de Barteaulieé spürte, daß sich etwas wie ein Bleigewicht auf ihre Brust legte.

Das Atmen fiel ihr schwer. Sie begann zu röcheln.

Was bei den beiden anders gearteten Organismen von einem Atemzug zum anderen eingetreten war, dauerte bei ihr fast drei Minuten.

Ihr Herz raste und pumpte wie verrückt, das Blut rauschte in ihren Schläfen, als unterzöge sie sich einer schweren körperlichen Anstrengung.

Ein letzter schnappender Atemzug – dann fiel sie quer über die beiden wie reglos liegenden Körpier der anderen.

*

Das ganze Geschehend hatte nicht länger gedauert als drei Minuten.

Die fauchenden Luftströme aus diversen Richtungen brachen zusammen. Die Luft im Tal bewegte sich nicht mehr.

Die Stränge vor den Hohlräumen der großen Bäume zogen sich wieder zusammen, die Hüllen legten sich wieder wie Manschetten schützend um die Bündel – und wie auf ein stilles Kommando hin spreizte das Heer der Fluggeschöpfe wieder die Flügel.

Lautlos stiegen sie aufwärts, dicht an dicht, und keines kollidierte mit dem anderen.

Sämtliche Membranen waren verschlossen. Der sich mit unheimlicher Lautlosigkeit vollziehende Abflug der mehr als tausend Riesenvögel wäre für einen heimlichen Beobachter der Szene von seltener Faszination gewesen.

Es war ein schaurig-schönes Bild, wie sich alle Flugwesen auf einmal emporhoben, gleichmäßig in die Lüfte schwebten, immer höher stiegen und den Himmel über dem Tal der riesigen, einzeln stehenden Bäume verdunkelten.

Minutenlang wanderte der Schatten über die himmelhochragenden Baumgruppen hinweg und verschwand dann am Firmament – Richtung Süden…

Das Tal lag wieder ruhig und unberührt, und es schien, als wäre

überhaupt nichts geschehen.

*

Rani Mahay rührte sich überhaupt nicht. Er beobachtete nur und lauschte. Ein Teil seines Bewußtseins war ständig auf Chitra gerichtet. Durch seine Willenskraft verhinderte er, daß die Tigerkatze den runden Mauerrest übersprang und sich auf den Fremden stürzte.

Der Unbekannte wiederholte seine Beschwörungen insgesamt siebenmal.

Dabei berührte er jedesmal die Nadeln, die er an sieben verschiedenen Stellen in die Statue geschoben hatte.

»Warum tust du das?« fragte der Inder mit rauher Stimme.

Der andere in dem voluminösen, kuttenartigen Gewand wirbelte wie von einem Faustschlag getroffen herum.

Große Augen waren auf Mahay und die Tigerkatze gerichtet, die bedrohlich ihr Gebiß zeigte, als der Inder die geistigen Zügel, in die er Chitra vorsichtshalber gelegt hatte, löste.

Der in der Kutte sprang empor, wich zwei Schritte zurück und streckte abwehrend die schlanken, bräunlichen Hände aus.

Der Mann hatte einen runden Kopf und runde Augen.

Er wirkte schmal und verhärmt.

»Wie kannst du es wagen, die magische Beschwörung zu unterbrechen?« fing der Überraschte sich erstaunlich schnell wieder. »Wer bist du und wo kommst du her, daß du nicht weißt, was hier geschieht?«

Es verwunderte Mahay nicht, daß er die Sprache des anderen ebenso verstand wie der die seine.

Wie Hellmark, so strömte auch durch die Adern des Inders ein Tropfen Blut der alten Rasse, die einst Xantilon verließ, um die Art zu erhalten. Durch die Völkervermischung war anfangs die Erinnerung an Xantilon und den Untergang in Vergessenheit geraten. Erst jetzt, an der Schwelle des zwanzigsten Jahrhunderts, kam die Erinnerung jener wieder, in deren Adern sich die Konzentration bestimmter Substanzen des Xantilon-Blutes verstärkte.

So lebten viele Menschen der Jetztzeit, ohne zu ahnen, daß sie Abkömmlinge jener Rasse waren, die von der Insel des Untergangs floh. Diese Menschen zeichneten sich zum Teil durch besondere Fähigkeiten aus, die sie selbst an sich entdeckt hatten, die sie anderen aber aus Furcht, belächelt zu werden, nicht mitteilten.

Bestimmte Abkömmlinge aus Xantilon-Bewohnern und Atlantern lebten unter den Heutigen. Und sie wußten es sogar! Aber sie schwiegen.

Andere wiederum standen dicht vor der Entdeckung, und sie

würden vielleicht mal zu denjenigen gehören, die bereit waren, sich den Mächten entgegenzustellen, die seinerzeit nicht zum vollen Erfolg kamen.

Auf die Tatsache seines xantilonträchtigen Blutes führte Mahay zurück, daß er in einer Parallelwelt Worte einer Sprache verstand, die er nie zuvor gehört hatte. Schon in Caal-Mag, der Metropole der Gaafh-Völker, machte er die Erfahrung, daß es keinerlei Verständigungsschwierigkeiten hier auf dieser Seite der Welt gab.

Und merkwürdig: auch die hier lebten, fanden es nicht seltsam, wenn Fremde auftauchten, von denen niemand wußte, woher sie stammten. Daraus zog der Inder den Schluß, daß hier schon in der Vergangenheit des öfteren Besucher aus der dritten Dimension der Erdenwelt kamen.

Es mochte aber auch eine Rolle spielen, daß die Völker und Einzelindividuen, die er bisher kennenlernte, so daran gewöhnt waren, mit anderen Individuen zusammenzukommen, daß sie nicht mal genaue Erkundigungen anstellten.

»Ich habe dir zuerst eine Frage gestellt«, reagierte Mahay. »Beantworte sie mir – und ich werde dir deine Fragen beantworten.«

Sein Gegenüber deutete auf die Statue, die Hellmark darstellte, neben der die Kerzen brannten.

»Er ist unser Feind. Deshalb muß ich ihm Leid zufügen. Da er nicht erreichbar ist, sind überall im ›alten Tal‹ und in der Stadt Statuen aufgestellt, an denen die Bewohner ihre Wünsche zu seiner Vernichtung loswerden können. Hier aber, an unseligem Ort, wo er gewirkt hat, verstärken sich die Kräfte, davon bin ich überzeugt.«

Mahay war irritiert, zeigte das aber nicht. Er blieb ruhig und hielt sein Versprechen, indem er seinen Namen nannte, sagte, daß seine letzte Station Caal-Mag gewesen sei und er sich nun auf dem Weg nach Tschinandoah befände. Es lag ihm die Frage auf der Zunge, ob der Beschwörer eventuell jenen Mann gesehen habe, dessen Abbild er verdammte, aber er unterließ es. Er zeigte allerdings ganz offen seine Neugierde.

»Erklär mir genauer, was es mit der Gestalt auf sich hat«, bat er.

Der andere, der Lanok hieß, deutete in westlicher Richtung.

»Er hat die Stadt, die ihre Vergangenheit verlor, niemals gesehen. Er kam hierher, um Tamuurs Geheimnis zu ergründen. Und das hat Ullnak in Ullnak den Untergang beschert. Wir wissen nicht, wer er war, und woher er kam. Wir haben vergessen, wann wir geboren wurden, wohin wir wollen und was der Sinn unseres Daseins ist. Fürst Altor war einst unser Herr – wer uns jetzt regiert, ist uns ein Rätsel. In der Stadt verschwinden Menschen, weil ›er‹ es so will…«

»Er?« echote Rani.

»Er!« deutete Lanok mit haßerfülltem Blick auf die Statue.

Das kann nicht sein, schrie es in dem Inder. Björn wurde verkannt – oder er war durch irgendwelche äußeren Einflüsse nicht mehr der, der er mal war. Ein völlig Veränderter mußte hier durch das Tal gekommen sein!

Unwillkürlich blickte er sich in der Runde um. Diese merkwürdige, verbrannte Landschaft! Ein trostloser Ort, der vor gar nicht allzu langer Zeit mal eine blühende Stätte gewesen sein mußte…

War die Veränderung durch Björn gekommen?

Dann hatte in der Tat kein mitfühlender Mensch, der guten Willens war, diesen Weg beschritten, sondern das personifizierte Böse.

Einer, der aussah wie Hellmark?

Dieser Gedanke drängte sich ihm jetzt zuerst auf.

Einer, der wollte, daß Hellmark verfolgt und vernichtet würde?

Das wäre logisch.

»Wann war der Fremde hier, dem ihr den Tod wünscht?« wollte er wissen.

»Es kann tausend Jahre her sein – oder hundert – oder zehntausend. Keiner weiß es genau.«

Rani glaubte, nicht richtig zu hören. Er mußte es mit einem Verrückten zu tun haben.

Tausend Jahre? Zehntausend?

»Wie alt bist du, Lanok?«

»Wenn der Südstern noch dreimal über Ullnak sein Licht abstrahlt, trete ich in mein zweiundvierzigstes Lebensjahr.«

Nach menschlichem Ermessen hätte Mahay seinen Gesprächspartner auf etwa fünfzig geschätzt.

Wie lange ein Ullnak-Jahr währte, dahinter kam er nicht.

»Wie alt werdet ihr im Durchschnitt, Lanok?«

»Neunzig!«

»Dann hast du noch rund fünfzig Jahre vor dir. Es ist erstaunlich, daß ihr einen Feind verfolgt und schädigen wollt, der vor tausend oder zehntausend Jahren hier war. Ich verstehe das nicht ganz. War er ein Magier? Wirkt seine Kraft noch irgendwie in euer Leben nach?«

»Auf Schritt und Tritt. Er ist überall und ewig, wenn wir ihn nicht vernichten. Nur in der Hand derer aus Ullnak liegt es, das Vergangene zu rächen, denn: Er hat die Zeit verändert. Er, der vor Jahrtausenden nach dem Geheimnis suchte, hat unsere Vergangenheit gestohlen und das ganze Land Ullnak in die Zukunft geschleudert. Du siehst was aus dieser Zukunft, geworden ist. Eine Zukunft ohne Weiterentwicklung, eine Zukunft, die stagniert, solange er am Leben ist. Wir müssen ihn suchen und finden – die Schmerzen, die wir ihm verursachen, werden bald so stark werden, daß er den Ort der Entstehung aufsuchen wird. Er wird inmitten seiner Qualen gefangen sein und dann nicht mehr fort können.«

Größeren Unsinn hatte Mahay nie zuvor gehört. Doch er nahm die Dinge nicht auf die leichte Schulter. Wo finstere und schwarzmagische Mächte ihre Hand im Spiel hatten, da konnte man nie aufmerksam und vorsichtig genug sein.

Sorgen bereitete ihm in der Tat das, was hier geschah. Auf seinen Freund Björn, der niemand Böses wollte, wurde ein Kesseltreiben eigener Art veranstaltet.

Was hier über die Bühne ging und worauf er durch einen Zufall gestoßen war, das erinnerte ihn lebhaft an die Praktiken des Voodoo-Kults auf Haiti und in Südamerika.

Nadeln in eine Puppe zu stoßen, die einer ganz bestimmten Person durch Ähnlichkeit, ein angeheftetes Foto oder durch einen persönlichen Gegenstand ›scharf‹ gemacht worden war, gehörte dort zur Praxis.

Er erfuhr, daß in Ullnak selbst Hunderte solcher Statuen existierten, daß es sogar einen großen Tempel gab, in dem regelmäßig Beschwörungen stattfanden, um den Tod oder die Rückkehr, die in die Vernichtung führen sollte, herbeizuführen.

Der Gedanke daran, daß Björn jetzt irgendwo an einem unbekannten Ort entsetzliche Schmerzen erduldete, daß er möglicherweise hilflos war und nicht mehr ein noch aus wußte wegen der Hexenjagd, die hier eine Verschwörergemeinschaft aus welch unerfindlichen Gründen auch immer auf ihn veranstaltete, erfüllte den Inder plötzlich mit Grausen.

Er machte eine blitzschnelle Kehrtwendung. Dann tat er etwas, was Lanok zu einem schrillen Schrei veranlaßte.

»Neeeiin! Tu es nicht!«

Mahay riß zuerst die älteren, fingerdicken Nadeln heraus, dann die jüngeren, die Lanok erst vorhin anläßlich seiner Beschwörung eingestoßen hatte.

Danach trat er die beiden Kerzen um, so daß sie erloschen. Nur noch das Licht der Sterne lag jetzt über ihnen.

Lanok schluckte. Sein Gesicht war aschgrau.

»Wie… konntest du… das tun?« stammelte er.

»Dieser Mann kam nicht vor Jahrtausenden und nicht vor Jahrhunderten. Einige Wochen erst ist es her, seitdem er in dieses Land kam, um dem Stern der Verheißung zu folgen und Tschinandoah zu erreichen. Dort wartet eine Botschaft auf ihn – eine Botschaft, die auch für euch von Bedeutung sein kann, weil Mächte, die Tod, Verzweiflung und Unheil wollen, jede Art von Intelligenz in ihre Abhängigkeit zu zwingen versuchen. Dieser Mann, den ihr vernichten wollt, will nicht euren Untergang.«

»Du irrst! Was du zuerst gesagt hast, entspricht der Wahrheit. Erst kürzlich kam der Fremde hierher. Dieses ›kürzlich‹ aber bezieht sich

nur auf deine Sicht, auf deine Eigenzeit. Das Land, aus dem du kamst stand nicht unter den Bedingungen, die ausgelöst wurden, als der Eindringling Tamuurs Geheimnis für sich beanspruchen wollte. Höre, was ich dir zu sagen habe, Rani: Es steht geschrieben, daß einer kommen wird, um Tamuur zu hintergehen. Der da kommt, weiß, was er riskiert, wenn er sich Tamuurs Wissen aneignen will: er geht bewußt den Untergang eines Volkes ein. Mit Tamuur waren wir unglücklich – aber er war eine Gefahr, die sich auf Zeit noch berechnen und eventuell eines Tages doch noch besiegen ließ. Der Fremde aber führte Ullnak in die Sackgasse.«

»Deine Worte beweisen, daß du von einem anderen sprichst als dem, den ihr hier verteufelt.«

Lanok trat einen Schritt vor. Er hörte überhaupt nicht zu. Er wollte die großen Nadeln wieder in die Statue stecken.

Chitra knurrte wild. Die heftige Bewegung Lanoks veranlaßte sie zu reagieren.

Da trat Mahay zwischen die Katze und den Ahnungslosen und zog ihn herum.

»Hör mir gut zu, Lanok: wenn es so ist, wie du sagst, dann will ich alles daransetzen, meinen Fehler wieder gutzumachen und mitzuhelfen, den zu suchen und zu schädigen, der euch das Verderben bescherte und durch den ihr eure Zukunft verloren habt…«

Mahay war die Tragweite dessen, was geschehen war, vollkommen klar. Ein Abschnitt dieser Welt war aus der Zeit der Gegenwart herausgelöst und in eine andere Zeiteinheit gerissen worden.

Lanoks Welt Ullnak befand sich in der Zukunft, in einer trostlosen Sackgasse, in der es keine Entwicklung mehr gab.

»Du kannst niemals gutmachen, was du jetzt tust«, mußte der Inder sich den Vorwurf gefallen lassen. »Wie willst du uns helfen?«

»Indem ich nach Tschinandoah gehe und den hole und euch vorstelle, auf den angeblich euer Schicksal zurückzuführen ist.«

»Du sprichst wieder von Tschinandoah. Ich habe es dir vorhin nicht sagen wollen. Aber nun muß ich es dir wohl sagen: tausend Wege hätten dich nach Tschinandoah geführt. Der Hauptweg geht durch dieses Tal, das ist richtig. Aber seitdem der Fremde hier war – führt kein Weg mehr von hier nach Tschinandoah. Die Welt Ullnak ist von der Außenwelt abgeschnitten. Man kann von draußen zwar hereinkommen, weil von draußen scheinbar alles unverändert aussieht. Aber wenn man erst mal hier drin ist – dann gibt es keinen Weg mehr, der herausführt!«

Mahay glaubte, jemand würde ihm mit der Faust ins Gesicht schlagen.

»Dieses Tal und das Land Ullnak – sind eine Falle?«

»Wenn du es so siehst, dann muß ich mit ›Ja‹ darauf antworten.

Wir sind vollkommen von der Welt und der Zeit, die uns umgibt, isoliert!«

*

Diese Mitteilung mußte Rani Mahay erst mal verdauen.

Er war ein Mensch, der grundsätzlich alles genau wissen wollte, wenn irgendwelche Dinge noch unklar waren.

»Komm mit mir«, schlug er Lanok vor. »Bis zu dem Punkt, wo ich das Tal betreten habe ist es nicht weit. Ich will wissen, woran ich bin.«

»Ich komme gern mit. Aber zuerst…«

Er wollte unbedingt wieder die Nadeln in die Statue rammen. Mahay hinderte ihn daran. Lanoks Stirnader schwoll an. Anfangs war der Mann aus Ullnak überzeugt davon, daß der Fremde aus Mangel an Wissen hier etwas getan hatte. Aber nun änderte sich seine Meinung. Der Fremde wollte ihnen durch sein Verhalten Schaden zufügen!

In Lanoks Augen glitzerte es kalt. In Erregung ballte er seine Hände.

Chitra fauchte leise. Die Raubkatze spürte die Unruhe, die von dem Ullnak-Bewohner ausstrahlte.

Mahay war gewarnt und wußte, daß er es von nun an nicht mit einem Freund, sondern mit einem Feind zu tun hatte.

Er hoffte, daß es ihm gelang, Lanok von dem Fehlglauben, der hier verbreitet war, zu befreien. Er sagte das auch ganz offen und entschuldigte sich für seine Tat, ließ aber klipp und klar erkennen, daß ihm in Anbetracht der Umstände und des Wissens, das er hatte, einfach keine andere Wahl blieb.

Durch die Aktivitäten derer aus Ullnak schwebte Hellmark möglicherweise in tödlicher Gefahr, ohne zu ahnen, woher die Angriffe aus dem Unsichtbaren auf seine Person eigentlich kamen.

Ein unerklärliches Gefühl aber sagte dem Inder, daß hier einiges im argen lag, daß mehr hinter dem steckte, was er hier entdeckt hatte, als auf den ersten Blick zu erkennen war.

»Ich will dir nichts tun, Lanok. Du siehst in mir einen Feind. Ich werde alles daransetzen, dir das Gegenteil zu beweisen. Ich warne dich allerdings, Hand an mich zu legen oder mich in einen Hinterhalt zu locken. Möglicherweise würde ich es nicht mal merken. Doch die Raubkatze an meiner Seite gehorcht mir aufs Wort. Und wenn irgend etwas geschieht, worin ich eine Gefahr sehe, wirst du der erste sein, den sie zerfleischt. Denke immer daran!«

Rani hielt es für angebracht, Lanok auf diese Weise entgegenzutreten.

Wortlos gingen sie nebeneinander her. Von Zeit zu Zeit warf Mahay einen unmerklichen Blick auf seinen Begleiter. Lanok war in

dumpfes Brüten versunken. Mechanisch setzte er einen Fuß vor den anderen.

Lautlos wie ein Schatten hielt sich Chitra links neben dem Inder.

Nach menschlichen Zeitbegriffen waren sie schätzungsweise eine halbe Stunde unterwegs. Dann erreichten sie wieder das Ende des sonderbaren, bizarren Tals, und Mahay mußte zu seinem Erstaunen feststellen, daß er die Berge nicht mehr sehen konnte, die er vor seiner Ankunft hier passierte.

Ein grauweißer Nebel waberte vor seinen Füßen und bildete eine steile, himmelhoch ragende Wand, die sich weit oben schließlich nach innen stülpte und eine Art Kuppeldach bildete. Hier am Rande des Tals war der Beginn dieser Kuppel noch deutlich wahrzunehmen. Weiter zum Innenland zu schwächten sich die Nebel ab, und der klare Sternenhimmel war zu sehen.

Gemeinsam mit Lanok ging Rani einen Schritt in die Nebelwand hinein.

»Du kannst tausend Schritt weit gehen, und du wirst doch immer im Nichts bleiben und in Wirklichkeit keinen Meter weiter gekommen sein«, hörte er Lanoks hallende Stimme, die aus einer unendlichen Ferne an sein Ohr zu dringen schien. Der Mann aus Ullnak aber stand dicht neben ihm. »Das ist das Geheimnis der Zeitfalle, in der wir sitzen. Das sind die Grenzen unseres Landes und unserer Zeit. Wir können nicht mehr nach draußen. Über Ullnak und das ›alte Tal‹ wölbt sich eine Kuppel der Zukunft.«

Es war unbegreiflich, aber eine Tatsache: Rani war sicher, daß er immer weiter vorwärts ging, daß er mindestens hundert Schritte machte und Lanok und Chitra sich an seiner Seite befanden und die Bewegung mit vollzogen.

Als er sich dann umwandte, um zurückzugehen, bedurfte es nur eines einzigen Schrittes, und er stand genau wieder an der Stelle, die er vorhin verlassen hatte.

Diese Tatsache widersprach jeder Logik und jeder Vernunft.

Doch es war nun mal so: die Zeit innerhalb des Nebelfeldes stand still. Wenn die Zeit nicht verging, war der Raum nicht zu durchqueren.

Rani Mahay mußte unwillkürlich an Träume denken, wie er sie besonders als Junge oft gehabt hatte.

Im Traum floh er vor einer Gefahr. Er rannte wie von Sinnen davon – und doch kam er keinen Zentimeter weiter. Er rannte auf der Stelle!

Nachdenklich und ratlos folgte er dann Lanok, der ihn in die Stadt bringen sollte.

Er mußte Ullnak kennenlernen und alles daransetzen, die Hexenjagd auf Hellmark zu unterbinden.

Es lag ihm viel daran, herauszufinden, weshalb sein Freund so in Mißkredit geraten war.

Er wußte, daß er sich viel vornahm. Als einzelner hatte er die Absicht, den Kampf gegen den Unsinn aufzunehmen, der dort in Ullnak getrieben wurde.

In seinem Unterbewußtsein regte sich etwas.

Er erkannte, daß er sich in tödlicher Gefahr befand, obwohl er es nicht begründen konnte.

›Flieh!‹ schrie es in ihm.

Aber wie konnte er fliehen, wenn er nicht wußte, wo er sich befand und was mit ihm geschah.

Björn Hellmark lag am Boden der dunkel glimmenden Röhre. Aber das wußte er nicht.

Die Reaktionen seines Unterbewußtsein aber aktivierten Macabros. Hellmarks Doppelkörper verließ den ohnmächtigen Leib.

Eine Sekunde lang schwebte er wie ein halbdurchlässiger Schatten über seinem Originalkörper und wirkte wie ein Geist, der sich schließlich davonbewegte.

Für Hellmark wurde das, was er in tiefer Bewußtlosigkeit durch Macabros' Sinne, empfing zu einem Traumgeschehen.

Er meinte zu träumen.

Er sah sich unvermittelt in eine andere, nie gesehene Welt versetzt.

Vergessen war das Geschehen im Tal der seltsamen Bäume, vergessen waren die Fluggeschöpfe und der Luftwirbel, mit dem es eine bisher nicht erklärbare Besonderheit haben mußte.

Nur ein Gedanke erfüllte noch das Unterbewußtsein des Ohnmächtigen, Träumenden: du mußt nach Tschinandoah! Nichts auf dem Weg dorthin darf mich aufhalten.

Und der quälende Gedanke an Tschinandoah mußte es sein, der bewirkte, daß Macabros sich über dem Körper des Zusammengebrochenen auflöste und durch die düsteren Wände wie ein Geist verschwand.

Im nächsten Augenblick sah Björn Hellmark sich im Traum auf einer endlosen Straße, die kerzengerade in eine unübersehbare Ferne führte. Die Straße war gesäumt von fahlen, abgebrochenen Säulen. Eine müde Sonne stand im Zenit und spendete ein verlöschendes, rotes Lichts, das kaum noch imstande war, den Tag zu erhellen.

Die Luft war kalt und schnitt wie ein Messer in die Haut.

Eine unheimliche Stille lag über dieser fremden Welt. Kein Vogelzwitschern, kein Tier… kein Insekt schwirrte durch die Luft. Alles lag leer, trostlos und ausgestorben vor dem einsamen Wanderer.

Die Landschaft zu beiden Seiten der geraden Straße war kahl und öde. Vereinzelt wuchsen mickrige, blattlose Sträucher, die schwach und krank aussahen. Der Boden zu beiden Seiten der Säulenstraße war

rissig und trocken. Tiefe Einschnitte zeigten sich, die in den Bauch der Erde führten.

Der Boden war aufgeplatzt wie eine reife Frucht.

Er sah aus wie eine ausgedörrte, harte Sandfläche, die unter den sengenden Strahlen der Sonne ständig weiter aufplatzte.

Aber die Sonne, die er sah, konnte ein solches Voranschreiten nicht bewerkstelligen.

Er kam sich vor wie in einer Welt, die im Sterben begriffen war. Ein uralter, sterbender Planet lag unter seinen Füßen…

Die Tümpel jenseits der Säulenstraße waren rissige Mulden, in denen Staub lag. Die Flußbetten enthielten keinen Tropfen Wasser mehr. Schlangengleich wanden sich zerklüftete Flußläufe durch die öde Landschaft Sie erinnerten an Schluchten, in denen man zu Tode stürzen konnte.

Der einsame Wanderer verließ die Straße und ging über den rissigen, harten Sandboden.

Der Träumer schwebte darüber hinweg, um nicht in den gewaltigen Schluchten zu versinken, die sich vor ihm ausbreiteten.

Er erreichte schließlich das Ende der Straße. Die mündete durch ein riesiges Tor, das ruinenhaft nur noch einen halben Bogen bildete. Dahinter breitete sich auf terrassenartigen Flächen eine Stadt aus, in der es Paläste, schlanke, himmelragende Türme, wunderschöne Säulenarkaden und weiße Marmorgebäude – gegeben hatte.

Jetzt waren nur noch Reste übrig, faszinierende Zeugnisse einer großen Stadt.

Björn Hellmark sah sich im Traum unter dem halben Bogen eines der Stadttore stehenbleiben.

Von allen Seiten führten großartig angelegte Straßen und Wege zu den einzelnen Terrassen. Der höchste Punkt wurde durch einen mehrtürmigen Tempelpalast gebildet, der eine gewaltige Ausdehnung hatte und die oberste Terrasse der geheimnisvollen Stätte einnahm.

Noch mehr fiel ihm auf…

Auf den untersten Terrassen lagen endlos viel Steine. Sie waren groß und dunkel, schimmerten wie geschliffener Onyx. Die Steine wiesen seltsam bizarre Formen auf. Manche waren bearbeitet, als hätte ein großer Künstler hier unter freiem Himmel seine Werkstatt gehabt. Mit etwas Phantasie konnte man sich leicht vorstellen, daß einige Formen Köpfe darstellten, die noch nicht fertig aus den Blöcken herausgearbeitet waren. Andere Steine wieder wiesen Umrisse von geduckten Leibern, angezogenen Armen und Beinen auf.

Der Fremdling in dieser Stadt konnte sich nicht vorstellen, was für eine Bedeutung das alles hatte. Es schien, als wäre der begnadete Bildhauer urplötzlich aus seiner Arbeit herausgerissen worden.

Die Stadt war leer. Die Bewohner schienen sie urplötzlich verlassen

zu haben.

War es zu einer plötzlichen kosmischen Katastrophe gekommen, die jede Lebensform hinweggerafft hatte? Wann war dieser Zeitpunkt gewesen? Alles wies darauf hin, daß dies schon lange zurücklag.

Wenn nur organische Substanzen vernichtet worden waren, dann mußten seitdem Jahrtausende vergangen sein. Die Paläste und Marmortempel, die Tore, Säulen und Türme hatten nicht in so kurzer Zeit zerfallen können.

Das große Rätsel ließ ihn nicht los.

Er wälzte ununterbrochen Gedanken, kam jedoch zu keiner plausiblen Erklärung.

Zwischen den dunklen Gesteinsbrocken lief er auf die erste Terrasse zu. Die Gärten hier waren verdorrt. Die Häuser, die darauf standen, waren abgesackt und zeigten tiefe Risse. Ein Teil der Dächer war unter dem aufgeplatzten Boden eingebrochen.

Tschinandoah?! murmelte in ihm ein ferner, leiser Gedanke.

War dies das gepriesene Tschinandoah?

Nein!

Die Menschen fehlten. Wenn Al Nafuur recht hatte, dann…

Da vernahm er zum ersten Mal den leisen, lockenden Ruf.

Abrupt brach er seine Gedanken ab und blickte in die Runde.

»Aaaiii-ooohhh«, klang es sanft und langgezogen.

Eine menschliche Stimme…

Und sie kam von oben, von irgendwo zwischen den Palästen und Tempeln der oberen Terrassenstufe her.

Björn Hellmark hielt den Atem an. Angestrengt blickte er in die Höhe. Und dort zwischen den halbzerfallenen Gebäuden regte sich etwas.

Eine menschliche Gestalt! Eine Frau!

Sie war nur spärlich bekleidet. Ihr langes, sonnengelbes Haar rahmte ein ausdrucksstarkes Gesicht mit großen, schräg liegenden Augen, die durch lange, schwarzseidene Brauen noch betont wurden. Sie hatte ein breitflächiges Gesicht mit hohen Jochbeinknochen und sinnlichem Mund.

Ihr üppiger Busen quoll hervor und wurde nur zu einem Drittel von einem dunkelvioletten BH bedeckt. Um den Nabel trug sie eine hauteng anliegende Silberkette. Darunter begann ein knapper Schlüpfer, der von einem langen, seidigen Rock, der in der Mitte weit geschlitzt war, kaum verdeckt wurde. Der Rock wurde von einer handgroßen silbernen Spange gehalten.

»Aaaiii-oooh!«

Sie winkte, als hätte sie ihn gesehen.

Da bewegte er sich wie unter einem inneren Zwang vorwärts.

Die Stadt war nicht tot und leer. Unter der kalten Luft und der

sterbenden Sonne lebten Menschen.

Zumindest ein Mensch. Eine Frau. War sie allein hier zurückgeblieben?

Hellmark benutzte die treppenartigen Wege, die zu den höher gelegenen Terrassen führten.

Er erreichte schließlich jene Terrasse, wo er die schöne Fremde gesehen hatte.

Eine schmale Gasse führte unter Bogengewölben auf Marmorsäulen zu, die genau am Rand der Terrasse standen.

Hier mußte sie sein.

Doch er fand sie nirgends.

Sie war wie vom Erdboden verschluckt.

Irritiert blickte er sich um.

»Hallo?!« rief er. Seine Stimme hallte durch die gespenstisch-lautlose Welt.

Es erfolgte keine Antwort.

Er wanderte zwischen den Säulen auf und ab. Es waren merkwürdige Säulen. Insgesamt sieben. Sie waren leicht in der Mitte abgesetzt und wurden dort etwas schmaler, um mit Schwung dann wieder breiter zu werden. Mit etwas Phantasie konnte man sagen, daß die Säule eine Taille hatte und das schwungvoll darunter beginnende Unterteil nichts weiter war als die Hüftpartie einer stilisierten, in Marmor gestalteten Frau!

*

Dieser verrückte Gedanke kam ihm ganz plötzlich, und er ließ ihn auch nicht sofort wieder los. Doch es blieb ihm keine Zeit, weitere Überlegungen darüber anzustellen.

»Wo kommt er her? Was will er hier? Ich habe nie einen wie ihn gesehen!«

Woher kam die Stimme?

Er wirbelte herum und fühlte sich geschüttelt, als ob unsichtbare Hände ihn packen wurden.

Im gleichen Moment begann alles um ihn herum zu verschwimmen. Die Terrassen, die Häuser, Marmorpaläste und Tempel, die Säulenarkaden…

Er fühlte sich emporgehoben.

»Er bewegt sich! Er kommt zu sich!«

Wieder die fremde Stimme. Diesmal erregter, lauter…

Die Welt um ihn herum war nicht mehr.

Björn Hellmark fühlte wieder die Schwere seines Körpers, seines brummenden Schädels und seiner schmerzenden Glieder.

Sofort kam die Erinnerung wieder: er lag am Boden der Röhre, die

in den Baum führte und wohin der gewaltige Wirbel ihn getragen hatte.

Schatten begannen zu leben. In der zwielichtigen Atmosphäre umstanden ihn mehrere Geschöpfe.

Der Traum, den er eben noch geträumt hatte, war zu Ende. Die Wirklichkeit hatte ihn wieder.

Er hatte gemeint, für kurze Zeit in Tschinandoah zu sein – so wie er sich Tschinandoah merkwürdigerweise niemals vorgestellt hatte!

Seine Sinne waren ganz auf die Wirklichkeit gerichtet.

Drei fremde Wesen umringten ihn. Zwei von ihnen wichen zurück, als er den Kopf hob. Erstaunt stellte er fest, daß er nicht mehr am Boden der Röhre lag, sondern in einer größeren Halle, die durch Mauervorsprünge und niedrige kleine Mauern unterteilt war.

Er lag auf einer weichen, matratzenähnlichen Unterlage.

Der Raum, in dem er sich befand, wirkte düster, bedrückend und höhlenähnlich.

Die Wände rundum waren dunkelbraun bis schwarz. Die Luft hier unten war miserabel. Der Kohlendioxyd-Anteil war zu hoch.

Er wollte so gern durchatmen, aber es ging nicht.

Sein Herz pumpte schwer.

Björn begriff, daß zwischen den ersten Worten, die sein Bewußtsein erreichten und den folgenden offenbar ein längerer Zeitraum verflossen war.

Inzwischen hatte man ihn aus der Höhe geholt und hierher geschafft. Der Transport war ihm überhaupt nicht bewußt geworden.

Er sah sich die Wesen, die ihn umringten, nun genauer an, nachdem die Schleier vor seinen Augen endgültig gewichen waren.

Die drei Fremden waren etwa einssiebzig groß. Sie hatten sehr hagere Körper und schmale, langgezogene Gesichter. Die Augen lagen unter knorpeligen Wülsten, die Nasen waren sehr flach und besaßen nur winzige Öffnungen, der Mund war breit und auffallend schmal. Die Köpfe der Fremden waren völlig haarlos.

Trotz der Ungewißheit der Lage konnte sich Hellmark ein flüchtiges Lächeln nicht verkneifen. Ohne daß er es wollte, drängte sich ihm ein Gedanke auf. ›Scheinen lauter Brüder von Rani zu sein!‹ dachte er unwillkürlich. ›Glatzköpfe unter sich! Er hätte seine wahre Freude daran.‹

Sie trugen dunkelbraune bis dunkelgrüne enganliegende Anzüge, die an eine einteilige Kombination erinnerten. Man mußte schon sehr genau hinsehen, um den Unterschied zwischen der Hautfarbe und der Farbe der Anzüge zu erkennen. Die bräunliche Haut hatten, trugen bräunliche Anzüge, die mehr ins Grüne changierten, trugen grüne.

»Wo bin ich hier?« fragte Björn, einen nach dem anderen ansehend.

»In der unterirdischen Welt der Satis«, sagte der mehr ins Grünliche changierende Sprecher. »Als Vatox die Sauerstoffbahnen öffnete, wurdest du mit hereingetragen.«

»Wer ist Vatox?«

»Der, den wir verehren, von dem wir unser Leben und unser Wissen haben – und der bald die Welt, die für ihn bereitet wurde, in Besitz nehmen wird.«

Während der andere sprach, machte Björn Hellmark eine neue Feststellung.

Der andere atmete nicht!

Seine Brust hob und senkte sich nicht, seine Sprache blieb gleichmäßig, und er legte keine Atempause ein!

Blitzartig kam ihm eine Erkenntnis.

Die hier in der Erde wohnten, benötigten keinen Sauerstoff! Der reichliche Kohlendioxyd-Anteil war geradezu ideal für sie. Sie waren wie Pflanzen, sie assimilierten und atmeten nicht.

Der Sauerstoff wiederum, den er benötigte, um Leben zu können, kam von ihnen. Sie stießen ihn aus.

Er mußte den Satis, die ihn gefunden und hierher gebracht hatten, Rede und Antwort stehen.

Sie konnten sich nicht vorstellen, woher er kam, obwohl er es ihnen genau erklärte.

Er sprach von Caal-Mag, der Hauptstadt der Gaafh, sprach von den Tzschizz und dem Weg über die Berge, den er genommen hatte. Er beschrieb genau die unheimlichen Zaubergärten Tamuurs, des Scharlachroten, und sogar Tamuur selbst, wie er ihn erlebt hatte.

Dunkle Augen starrten ihn an, Augen, in denen sich kein Verständnis zeigte.

»Gut«, sagte der Sprecher, der Satis wieder. Seine Stimme klang dunkel, und wenn er redete, bewegten sich kaum die schmalen Lippen. »Nun wissen wir, woher du kommst. Aber wo willst du hin?«

»Nach Tschinandoah.«

Das zumindest mußten sie doch kennen! Der Name der Stadt war ein Begriff.

Er stieß auf Verständnislosigkeit.

»Es gibt kein Tschinandoah!« mußte er sich sagen lassen.

Sie wußten tatsächlich nichts davon.

Nun wurde seine Ahnung zur Gewißheit: er hatte verbotenerweise die ›Puppe des Somschedd‹ benutzt, deren Doppelexistenz einem altägyptischen Priester die Möglichkeit verschaffte, seine Zeit und seine Heimat zu verlassen und Tamuur aufzusuchen. Der Scharlachrote teilte einen Teil seiner Geheimnisse dem Ägypter mit, der sie wiederum für seine Zwecke benutzte.

Die Benutzung der ›Puppe‹, in die er in höchster Gefahr mit

Danielle gekrochen war, hatte das um sie herum bestehende Raum-Zeit-Kontinuum zusammenbrechen lassen. Sie waren ausgestoßen worden.

Er war vom Regen in die Traufe geraten.

Es war ihm gelungen, dem sicheren Tod zu entrinnen – aber dafür war er in eine Unsicherheit hineingetragen worden.

Er war in eine Welt geraten, von der er noch weniger wußte als von der, in der Tschinandoah lag. Ohne Tschinandoah gab es keine Möglichkeit zur Rückkehr. War er für alle Zeiten ein Gefangener dieser Welt, deren Name er nicht mal kannte?

Er lebte, er konnte denken… er war noch im Besitz seines Schwertes und des kleinen Beutels an seinem Gürtel, in dem er die anderen für seine Mission wichtigen Utensilien aufbewahrte.

Das war schon etwas. Er konnte aktiv sein.

Eine gewisse Beruhigung erfüllte ihn. Da man ihm alles gelassen hatte, waren diejenigen, die sich Satis nannten, ihm offenbar nicht feindlich gesinnt.

»Wir können mit dem, was du uns erzählt hast, nichts anfangen. Du selbst scheinst ganz offensichtlich nicht zu wissen, woher du kommst und wohin du willst. Du bist in eine Lage geraten, die du nicht kennst. Zu den Jo-Os gehörst du nicht. Du mußt froh sein, daß du nicht in ihre Hände gefallen bist. Sie töten jeden, den sie in ihre Flugschiffe ziehen.«

Da richtete Hellmark sich blitzschnell auf.

Offenbar kam es durch die heftige und schnelle Bewegung, daß er einen kurzen, peitschenartigen Schmerz in der Wirbelsäule unterhalb seines Nackens verspürte.

Sein Gesicht verzog sich unwillkürlich.

Der intensive, scharf gebündelte Schmerz aber war im nächsten Moment schon wieder vorüber. Vorüber war auch das kurze dumpfe, taube Gefühl, das sich für den Bruchteil einer Sekunde in seinen Beinen breit machte.

Er achtete schon nicht mehr darauf. Doch dieser kurze, heftige Schmerz sollte noch tragische Folgen haben…

*

»Danielle!« entfuhr es dem blonden Mann. »Ich war nicht allein! Wo ist die Frau?«

»Wir wissen es nicht. Draußen befindet sich niemand mehr. Demnach gibt es nur eine Erklärung: sie ist wie ein Teil unserer Brüder und Schwestern in die Hände der Jo-Os gefallen.«

Die Fremden in den Fluggeschöpfen?

Er mußte an die starken, in verschiedene Richtungen wirbelnden

Luftmassen denken, die für einige Sekunden das ganze Tal durchbrausten.

Er stellte sich auf die Füße und stand noch ein wenig wacklig. Er fuhr sich durch das Haar.

Einen Moment war alles vor seinen Augen verschwunden. Der kurze Schwindelanfall war im nächsten Augenblick jedoch schon wieder vorbei.

Der Sturz in die Tiefe und der harte Schwung, mit dem er von dem Luftstrom gegen das harte Geflecht der Röhre geschleudert wurde, hatte ihm offenbar doch mehr zugesetzt, als er selbst wahrhaben wollte.

»Wo sind die Jo-Os?«

»Wo sie jetzt sind, wissen wir nicht. Wir wissen nicht mal, zu welchem Zeitpunkt sie hier in unserem Land auftauchen, um neues Unheil anzurichten. Sie wollen uns ausrotten, um Vatox' Rückkehr zu verhindern. Aber sie werden es nicht mehr schaffen. Die Stunde ist nicht mehr fern, wo Vatox' Geist unseren Weisen mitteilen wird, in welchem Landstrich sich die Jo-Os aufhalten. Mit einem einzigen Gedanken dann werden wir sie auslöschen. Ein für allemal.«

»Warum habt ihr nichts unternommen, als eure Feinde euch auflauerten?«

Der Widerspruch zwischen dem, was der Satis meinte und sagte, trat ganz offen zu Tage.

»Noch sind wir nicht so weit. Und selbst wenn wir die Erde zerstören und die Luftwellen beeinflussen können, darf das nicht hier in unserem Lebensbereich geschehen. Was hätten wir davon, wenn das Bett, in das Vatox zurückkehren wird, vernichtet ist?«

Da begriff Björn überhaupt nichts mehr.

Aber wenige Minuten später schon wurde ihm vieles dafür um so klarer…

Die drei Satis führten ihn um die niedrige Mauer herum, und er bekam den hinter dem Vorsprung liegenden Teil der unterirdischen Behausung zu sehen.

Hier erblickte er sehr viele Satis, die geschäftig hin und her eilten. In dem geheimnisvollen Zwielicht, das aus der Wand kam, wie er nun sah, zeigte sich der eigentliche Wohn- und Verehrungsbereich für Vatox.

Die Wände ringsum waren in halber Höhe von einer durchsichtigen glasartigen Substanz bedeckt. So weit Björns Blick reichte, bot sich ihm ein langes, etwa drei Meter hohes Aquarium dar, hinter dem eine zähe, blubbernde Flüssigkeit schwamm. Innerhalb der qualligen Flüssigkeit stiegen immer wieder zahlreiche Luftblasen auf.

Mit einem Mal verstand Björn, wer hier unten von Fall zu Fall riesige Sauerstoffmengen brauchte, wer veranlaßte, daß sich die

Schutzmäntel der Bäume öffneten. Die Bäume draußen in der gepflegten Landschaft waren nichts anderes als gewaltige Atmungsorgane, als Luftwege, die den lebenswichtigen Sauerstoff hier herab in die düstere Unterwelt transportierten.

Vatox benötigte große Sauerstoffmengen – und gab dafür Stickstoff ab, der wiederum von den Satis gebraucht und verwertet wurde.

Eine sinnvolle Einrichtung!

Zwei Wesensarten unterstützten und ergänzten sich.

Die blubbernde grüne Masse, die die verglasten Hohlräume der unterirdischen Höhle füllte, war niemand anders als Vatox der Große!

*

Vatox war amorph. Er bestand aus einer puren Ansammlung lebender Zellen, die in einer Nährflüssigkeit schwammen.

Björn erfuhr, daß dieses Wesen uralt war und zwischen ihm und den unterirdischen Satis seit eh und je eine symbiotische Lebensform bestand. Wann das begonnen hatte, daran aber erinnerte sich niemand mehr.

Vatox war einst draußen gewesen. Alle Mulden, Täler und Flußbette waren von seinem expandierenden Leib, der immer neue und mehr Zellen schuf, gefüllt.

Sämtliche Höhlen der Satis waren miteinander verbunden, und überall lief das Aquarium hinein. Der Raum, der dem flüssigen Wesen zur Verfügung stand, war Tausende von Quadratmetern groß. Björn konnte beobachten, daß von arbeitenden Satis neue Stollen und Auffangbehälter in der harten, zum Teil felsigen Erde entstanden, um dem Expansionsbedürfnis des gigantischen Wesens Rechnung zu tragen.

Hellmark entging es ebenfalls nicht, daß die Arbeitenden sehr aufmerksam und konzentriert zu Werke gingen und besonders in unmittelbarer Nähe der verglasten Becken peinlichst genau hantierten, um die knisternden Glasfolien, hinter denen Vatox gefangen war, nicht zu beschädigen.

Das Wesen, mit dem sie verbunden waren, das ihnen geistig um ein Vielfaches überlegen war, mußte ihnen doch auf irgendeine Weise unheimlich sein…

Oder wollten sie nur vermeiden, daß durch den Schaden Vatox' Zellenflüssigkeit sich in die Höhle ergoß?

Er fragte denjenigen danach, der ihm die ganze Zeit über am meisten Rede und Antwort gestanden hatte.

»Eine Beschädigung könnte zur Katastrophe führen«, wurde ihm ehrlich geantwortet. »Vatox' Leib muß von uns isoliert bleiben. Wir haben ihn gezüchtet und großgezogen, weil wir ohne ihn nicht

auskommen können. Vatox' aber gehört in Wirklichkeit hinaus in die Welt unter der Sonne, wo er sich unter freiem Himmel ausdehnen und vermehren kann, wo Sauerstoff in ausreichendem Maß zur Verfügung steht. Doch die Jo-Os wollen seine Rückkehr nicht. Deshalb versuchen sie alles, um ihn daran zu hindern. Mit ihren Flugschiffen besetzen sie die Buchten und Täler und warten den Augenblick ab, wo Vatox Sauerstoff schöpft Sie polen die Luftwirbel um und entziehen ihm dadurch einen Großteil dieses Sauerstoffs. Auf diese Weise werden zahlreiche Zellen vernichtet, sie gehen an Sauerstoffmangel zugrunde. Diese toten Zellen wiederum entwickeln in Vatox' Körper Giftstoffe. Die Zerfallprodukte bewirken Wesensänderungen, die sich nachteilig auf unser Zusammenleben auswirken.«

»Wie macht sich das bemerkbar?« Hellmark wollte es ganz genau wissen.

Er erhielt eine ausweichende Antwort, die ihn nicht befriedigte. Aber er hakte nicht mehr nach, als er erkannte, daß sein Gesprächspartner dieses Thema nicht weiterverfolgen wollte.

Gab es ein Geheimnis? Hielt eine gewisse Furcht den Satis davon ab, ihm die volle Wahrheit zu sagen?

Je länger Björn die Welt unter der Erde kennenlernte, desto mehr Fragen wurden aufgeworfen.

Er registrierte die Begeisterung und Einsatzfreudigkeit dieses unterirdischen Volkes dem Flüssigwesen gegenüber mit einem gewissen Unbehagen. Es kam ihm gerade so vor, als experimentierten die Satis mit dem Feuer, dessen Jahre Wirkung sie noch nicht kannten.

Er wurde auf eine Art Galerie geführt, die sich schneckenförmig in die Höhe wand, von der aus ein hervorragender Blick in die Wohn- und Arbeitshöhlen möglich war. Die Galerie führte in höher gelegene Räumlichkeiten. Auch hier wand sich Vatox' verzweigtes Reich wie eine große, glitzernde Ader durch die dunkle Erde. Der gesamte unterirdische Bereich war durchsetzt mit den aquarienähnlichen Behältern, die in die Wände eingelassen waren und miteinander artikulierten.

Der Lebensbereich Vatox des Großen war um ein Beträchtliches größer, als Björn ursprünglich vermutete.

Sie wandten sich gerade einem Stollen zu, der die Spirale, die sie gekommen waren, auf der anderen Seite wieder abwärts führte. Man sagte ihm, daß hier hinten die Räume der Weisen lägen, die direkt in geistigem Kontakt zu Vatox stünden und ständig über seine Wünsche, Absichten und Pläne unterrichtet seien.

Durch die Weisen wiederum war es möglich, die Erdstöße auszulösen, mit denen eine Vernichtung der Länder der Jo-Os angestrebt wurde.

Und genau in diesem Moment geschah es…

Ein kurzer, heftiger Ruck lief durch das unterirdische Reich.

Der Boden unter den Füßen Björn Hellmarks erzitterte. Der Deutsche taumelte nach vorn. Sand und kleine Steine rieselten an den Wänden herab. Dumpfes Grollen übertönte schlagartig alle anderen Geräusche, selbst die Schreie der entsetzt auseinanderstiebenden Satis, die damit beschäftigt waren, neuen Lebensraum für das expandierende Flüssigwesen zu schaffen.

Der kurze, aber intensive Erdstoß bewirkte, daß die Arbeiter in den Kavernen und neu geschaffenen Becken durcheinanderwirbelten wie die Fliegen.

Einer, der auf einem Gerüst stand, schaffte es nicht mehr, sich mit einem kühnen Sprung in einen der geschaffenen Hohlräume zu begeben. Unglücklicherweise stürzte er mit der Spitzhacke in der Hand gegen die Glasfolie. Es gab einen hellen, quietschenden Laut, der sich in das verebbende Donnergrollen der bebenden Erde mischte.

Die Folie wurde aufgeschlitzt. Der Druck der Flüssigkeit dahinter war so gewaltig, daß die Folie an der Stelle sackartig eingedrückt wurde und mehrere Tropfen sich zäh und langsam aus der entstandenen Öffnung preßten.

Der Satis, der unglücklicherweise gegen die Hülle gestürzt war, schlug wie von Sinnen um sich, als ein Tropfen ihm mitten ins Gesicht klatschte.

Er ließ die Spitzhacke fallen und schlug voller Entsetzen die Hände vors Gesicht. Er drehte sich einmal um seine Achse, geriet dabei an den Rand des Gerüsts und rutschte ab.

Mit bewundernswerter Geistesgegenwart griff der Fallende nach der Bohle, von der er rutschte, und erreichte sie. Er bremste den Fall ab, schwebte zwischen Himmel und Erde – und war gerettet.

Gerettet?

Zwei, drei weitere Tropfen fielen auf die Bohle und kullerten völlig ölig und schwer auf den Unglücklichen zu, als würde er sie förmlich anziehen. Der Mann schrie wie von Sinnen. Doch niemand half ihm, niemand konnte ihm helfen, weil alles zu schnell ging.

Der Tropfen aus Vatox' Leib, der sein Gesicht zuerst getroffen hatte, wirkte sich verheerend aus. Wie Säure fraß er sich in das braungrüne Fleisch des Satis und entstellte sein Gesicht, noch ehe die beiden anderen Tropfen, die über die in die Bohle gekrallten Finger rollten, seine Haut auch dort auflösten.

Mit wildem Aufschrei ließ der Mann jetzt los und stürzte in die Tiefe.

Es war der Augenblick, da die letzten Erschütterungen verebbten.

Die Satis unten in der Höhle und die in den noch leeren Becken gerieten in Bewegung.

Sie liefen an ihre Arbeitsstätten zurück. Drei Arbeiter eilten über

die Bohle, die oberhalb jener angebracht war, auf der sich das Drama abgespielt hatte. Die Satis brachten dort mit Schnelligkeit und Geschick eine doppelte Schicht der glasartigen, elastischen Folie an, die sofort auf der anderen haften blieb und die ausgebeulte Stelle zurückdrängte, als würde ein gewaltiger Druck ausgeübt.

Die oberste Folienschicht verschmolz mit der darunterliegenden und bildete eine feste, straffe Haut.

Im Nu umkreisten nun andere Satis den Abgestürzten und bildete eine dichte Traube um ihn. Nur weil Hellmark viele Meter höher stand, konnte er verfolgen, was sich dort unten weiter abspielte.

Von dem Mann, in den sich die Tropfen gefressen hatten, blieb nichts mehr übrig.

Sein Körper verformte sich zu einer breiigen Masse, die im nächsten Moment vatoxähnlich war.

Die das Geschehen umkreisenden Satis gruben schnell eine Mulde, in die die schleimige Flüssigkeit floß. Ein kleiner See entstand zwischen den Grabenden, so daß die Flüssigkeit, die sich hier sammelte, niemand mehr gefährlich werden konnte.

Die Mulde wurde mit glasartiger Elastikfolie abgedeckt, und im nächsten Moment kamen aus anderen Bereichen der labyrinthischen Höhlenwelt weitere Arbeitskräfte. Sie begannen einen Schacht zu graben, der an dem neu entstandenen See mit Vatoxflüssigkeit anschloß und hinüberführte zu der Wand, wo das Gerüst stand, hinter dem Vatox' Becken die ganze Länge der Wand einnahm.

Alles wies daraufhin, daß man eine Verbindungsröhre legen wollte, um diese Flüssigkeit mit der Mutterflüssigkeit in den Becken zu verbinden, um sie nicht isoliert stehen zu lassen.

Der Durchstich wurde vorbereitet.

Björn Hellmarks Blick suchte die Augen des Satis, mit dem er die ganze Zeit gesprochen hatte.

»Er braucht also mehr als nur Sauerstoff«, murmelte der blonde Deutsche mit dumpfer Stimme.

»Ja, er braucht mehr. Und dieses Mehr werden wir ihm verschaffen.« Sein Gesprächspartner sagte es kühl und gelassen. Die Tragik, die sich dort unten abgespielt hatte, schien ihn überhaupt nicht zu berühren.

Begriffen sie denn nicht die Tragweite dessen, was hier von Mal zu Mal riskanter werden konnte?

Die Satis, die Unterirdischen, experimentierten durch Vatox' Willen mit Kräften des Schwerefeldes und magnetischen Strömen. Sie wollten diese Erschütterungswellen, die hier an Ort und Stelle entstanden, durch die verschiedenen Erdschichten leiten, um die Flugwesen und die Jo-Os zu vernichten.

Björn mußte an den Erdstoß denken, der dem Anflug der

Flugwesen vorausgegangen war und den Danielle und er spürten. Dieser Erdstoß war vergleichsweise harmlos gewesen gegenüber dem, was sich eben abspielte.

Der nächste, der mit Gewißheit kommen würde, mochte ungleich stärker sein. Er konnte eine Katastrophe auslösen, die sich die Satis offenbar gar nicht vor Augen hielten.

Oder – konnten sie es vielleicht nicht, weil Vatox sie daran hinderte?

Eine weitere Erschütterung, die stärker ausfiel, konnte die Vernichtung flutartig hereintragen. Wenn Vatox' Barrieren zerplatzten wie Seifenblasen, dann schwappte sein gigantischer, flüssiger Körper über und füllte im Nu das Innere der Höhlenwelt. Der wie Säure sich auswirkende Körper in der Nährlösung würde sämtliche Hohlräume hier unten ausfüllen, und dem weiteren Wachstum Vatox' konnte sich nichts entgegenstellen. In der überschwappenden Flut würden die unterirdischen Satis nicht hinweggeschleppt, sondern aufgefressen werden. Vatox' konnte sie alle gut gebrauchen.

Björn Hellmark fürchtete sich vor dem nächsten Experiment, das in der nächsten Minute oder in der nächsten Stunde auftreten konnte und das provozierte, was niemand wahrhaben wollte.

Er sah die Welt der Satis und Vatox plötzlich mit anderen Augen: sie war eine Todesfalle!

*

Die drei Satis, die er zuerst kennengelernt hatte, setzten ihren Weg in den nach unten führenden Stollen fort, als wäre überhaupt nichts passiert.

Die poröse Spirale aus Erde und Steinen, deren Verbindung unter ungeheurem Druck zustande gekommen schien, führte in eine dumpfe Düsternis.

Björn blieb immer auf der Höhe zwei seiner Begleiter. Der, mit dem er das meiste gesprochen hatte, ging ihnen stets einen Schritt voran.

Offenbar bekleidete dieser Satis, dessen Name ihm noch immer nicht genannt worden war, eine besondere Stellung in dieser Höhlenwelt.

Sie mochten etwa hundert Meter weit gegangen sein, als der dumpfe Schmerz in Hellmarks rechtem Bein erneut auftrat.

Es wurde taub und gefühllos, und er schüttelte es, um die ins Stocken geratene Blutversorgung wieder in Gang zu bringen.

Das Bein fühlte sich an, als wäre es oberhalb des Schenkels abgebunden.

Das Gehen fiel Björn schwerer, aber er ließ sich nichts anmerken.

Sein Gang war schleppender geworden, und das dumpfe Gefühl in seinem Bein schwand nicht…

*

Er schien begriffen zu haben, daß Rani Mahay es ernst war mit seiner Mission.

Nicht ein einziges Mal auf dem Weg in das veränderte Ullnak unternahm Lanok einen Ausbruchsversuch.

Der kräftige Begleiter an seiner Seite schien ihm einen ebensolchen Respekt einzuflößen wie die Raubkatze, deren Nähe er mied.

Chitras glühende Augen waren immer wieder auf den Mann aus Ullnak gerichtet, der sich davor hütete, irgendeine Bewegung zu machen, die man zweideutig hätte auslegen können.

Auf dem Weg in die Stadt wechselten die beiden Männer nur wenige Worte miteinander. Rani hielt mehr einen Monolog. Er versuchte seinen Begleiter davon zu überzeugen, daß etwas von dem, was er ihm bisher mitgeteilt hatte, nicht stimmen konnte. Er sezierte die Widersprüche und glaubte schließlich zu erkennen, daß Lanok nachdenklicher geworden war. Das Gehörte beschäftigte ihn.

Der Weg nach Ullnak war nicht sehr beschwerlich.

Durch seltsame bizarre Formen von versteinerten Gewächsen führte eine Straße, die sich auf eine Anhöhe schlängelte.

Nach Ullnak führten sieben Tore.

Keines der Tore war verschlossen, und es standen auch keine Wächter dort. Offenbar fürchtete der Herrscher dieser großen Stadt, die sich bis zu den Klippen eines großen Ozeans hin erstreckte, keine Feinde.

Möglicherweise waren die Tore auch alle geöffnet, um demjenigen, auf den man wartete, die Möglichkeit zu geben, ohne Aufenthalt hierher zu kommen.

Eine empfangsbereite Stadt… empfangsbereit für Björn Hellmark, um ihm den Todesstoß zu versetzen?

Die Straßen um die späte Abendstunde waren wie leergefegt.

Nur hin und wieder sah man in schmalen, dunklen Gassen eine Gestalt, die an der Hauswand lehnte und versonnen zum Sternenhimmel blickte, als gäbe es dort etwas zu beobachten.

Die Häuser in Ullnak waren klein und ärmlich. Sie erinnerten mit ihrem verschnörkelten Fachwerk an die Gebäude des Mittelalters jener Welt, aus der Rani kam.

Hohe, gebogene Laternenmaste trugen ampelartige, mit dunklem Eisen verschnörkelte Glaskugeln, die ein unregelmäßiges und schwaches Licht warfen.

Die Fenster an den Häusern waren klein.

Durch eine abseits gelegene Gasse schritten zwei Männer, die sich in voller Ausrüstung befanden.

Über eng anliegende, bis zu den Knöcheln reichende Lederhosen trugen sie dunkle Panzerhemden, in denen sich rote Streifen befanden. Der Kopf war bedeckt mit einem Helm, der spitz zulief. Die beiden Soldaten waren mit langen Speeren bewaffnet.

Rani blieb im Schatten eines Hauseingangs stehen und preßte auch Chitra in den Schatten, um nicht aufzufallen.

Lanok war stehengeblieben. Mahay ließ ihn nicht aus den Augen.

»Wer ist das?« wollte er wissen. »Weshalb patrouillieren sie?«

»Es sind Aleanas Soldaten. Wir brauchen sie nicht zu fürchten. Sie sind Tag und Nacht gegenwärtig. Manchmal kommen sie in unsere Häuser, und dann werden diejenigen, die man aufsucht, gebeten, mit ins Fürstenschloß zu kommen.«

»Warum?«

»Es ist unser höchstes Ziel, nach dem Tod des Altor seiner Tochter in jeder Weise zu dienen. Die Männer werden zu Soldaten herangezogen, die jungen Mädchen, für die man sich entschieden hat, werden Aleanas Dienerinnen.«

Die beiden Bewaffneten verschwanden nach rechts in eine Seitengasse und damit aus dem Blickfeld der beiden Männer.

Rani und Lanok überquerten einen freien Platz, auf dem es einen beleuchteten roten Brunnen gab. Der Platz war mit holprigem Kopfsteinpflaster versehen.

Die schmalbrüstigen Häuser, die ihn im Quadrat umstanden, schmiegten sich eng aneinander, als suchten sie gemeinsam Schutz vor einer nicht näher erkennbaren Bedrohung.

In einem Winkel dieses Platzes stand eine Art künstlich erbauter Grotte. Lange, schwarze Kerzen waren dort entflammt, deren blakendes Licht die dornigen Zweige und übelriechenden Kräuter berührte, die rund um die Grotte ausgelegt waren. In der Mitte der feuchten Grotte stand eine Statue, die dreimal so groß war wie die kleine private Statue, die Lanok in dem ›alten Tal‹ beschwor. Eine Statue in Lebensgröße, die Björn Hellmark darstellte!

Die Nadeln, die in diesem Körper steckten, waren schon nicht mehr zu zählen. Ganze Bündel waren auf den Kopf und bestimmte Punkte der inneren Organe fixiert.

Wenn die Wucht der schwarzmagischen geistigen Angriffe auf Hellmark nur abgeschwächt beim Empfänger ankam, dann genügte dies schon, diesen mit einer Flut von Schmerzen zu überschütten.

Mahay konnte nicht mehr an sich halten.

Er stürzte sich auf die Statue, riß die Nadeln heraus und brach sie ab. Mit beiden Füßen schleuderte er die Dornen und Kräuter zur Seite.

Und dann geschah etwas, womit er am wenigsten gerechnet hatte.

Mit schnellem Blick vergewisserte Lanok sich, daß alles rundum still und verlassen war und niemand sie bei ihrem schändlichen Tun beobachten konnte.

Er war Mahay behilflich, die fingerdicken Nadeln aus den neuralgischen Punkten der Statue Hellmarks zu ziehen.

*

»Warum tust du das, Lanok?« Rani konnte seine Verwunderung nicht verbergen.

»Ich habe über alles nachgedacht. In der Geschichte, wie ich sie dir erzählte, stimmt in der Tat etwas nicht. Vielleicht täusche ich mich auch – und begehe den größten Fehler meines Lebens. Wenn das letztere der Fall ist, dann habe ich mein Leben verwirkt. In diesem Fall aber, Rani, wirst auch du nicht mehr lebend die Stadt verlassen. Genaugenommen, in keinem Fall! Wenn das, was hier geschehen ist, morgen bei Tagesanbruch entdeckt wird, wird eine Hexenjagd auf den Übeltäter stattfinden. Darüber mußt du dir im klaren sein.«

»Darüber bin ich mir im klaren, Lanok. Deshalb werde ich versuchen, in dieser Nacht soviel Schaden wie möglich von den Schultern meines Freundes zu nehmen. Du mußt mir alle Stellen zeigen, wo das Ebenbild aufgestellt ist.«

»In sieben Ecken der Stadt – und hauptsächlich im Tempel der Verdammnis…!«

»Ich will alle Stellen aufsuchen. Und danach, Lanok, werde ich nicht mal versuchen, aus der Stadt zu fliehen. Es muß eine Möglichkeit geben, mit denen ins Gespräch zu kommen, die das falsche Bild über diesen fremden blonden Mann in die Welt gesetzt haben. Vielleicht kann ich helfen, den Irrtum aufzuklären – vielleicht kann ich auch mithelfen, den zu finden, der aussieht wie der, den ihr vernichten wollt. Ich bin der einzige, der ihn wirklich persönlich kennt – und vor dem er die Maske fallen lassen muß, wenn er nicht der ist, für den er sich ausgibt. Meinen Freund werde ich sofort erkennen und identifizieren können. Er besitzt gewisse Dinge, die es nur ein einziges Mal gibt und mit denen nur er etwas anfangen kann.«

Er dachte an die Augen des Schwarzen Manja und die Dämonenmaske und den Trank der Siaris. Einer, der nicht eingeweiht war, würde nicht wissen, was es mit diesen Dingen auf sich hatte.

Der stärkste Prüfstein jedoch würde das Schwert des Toten Gottes sein. Nur Hellmark alias Macabros alias Kaphoon konnte es benutzen, denn für seine Hand war es einst im fernen Xantilon geschmiedet worden.

Ein anderer konnte es nicht schwingen. Es kam nicht auf die Körperkraft desjenigen an, der es emporreißen wollte, sondern auf den

Geist des Trägers, der es führte.

»Egal, wie du es handhaben wirst. Du wirst in dieser Nacht ein Dach über dem Kopf brauchen. Ich bitte dich, mein Gast zu sein. Ich wohne allein. Ich biete dir Speise und Trank und ein Bett. Morgen dann kannst du weitersehen. Komm, ich zeige dir mein Haus!«

Lanok benutzte ein paar verwinkelte Gassen. Schließlich standen sie vor einem niedrigen Haus mit einem spitzen, schindelgedeckten Dach.

»Es gibt einen Hinterausgang, den du besser benutzen solltest, wenn du später hierher kommst«, schlug Lanok ihm vor. »Niemand sieht dich dann. Sei auf der Hut, wenn du mich aufsuchst! Mir liegt nicht viel an meinem Leben. Das Leben in einer Stadt, in der Raum und Zeit nicht mehr stimmen und in der es keinen Fortschritt gibt, ist nicht lebenswert. Dennoch möchte ich es nicht auf qualvolle Weise verlieren. Denn höre, ich will dir ein Geheimnis anvertrauen, hinter das ich – so glaube ich wenigstens – aufgrund deiner ausführlichen Geschehnisse gekommen bin: Aleana verschweigt uns allen etwas. Seit dem unerklärlichen Geschehen sieht man sie nicht mehr in der Stadt. Nur gerüchteweise soll sie das Schloß bewohnen, das inzwischen düster und gewaltig geworden ist. Eine riesige hohe Mauer umgibt die Gärten, die früher jedermann zugänglich waren. Was jetzt da drin geschieht, weiß niemand. Alles ist so undurchsichtig geworden, und der Einfachheit halber bringen wir es mit dem Fremden in Verbindung, der willentlich Tamuurs Erbe antreten wollte, wie es heißt. Nun, ich muß noch intensiver über all diese Dinge nachdenken. Sie sind mir nicht ganz geheuer. Ich führe dich zum Zentrum, wo der Tempel der Verdammnis liegt, von dem aus du auch die Mauern des Herrscherhauses sehen kannst. Danach werde ich dich verlassen, um zu verhindern, daß man uns zusammen sieht. Hab Verständnis dafür, wenn ich mich nicht so für deine Absichten einsetzen kann, wie du es tust!«

»Das habe ich nicht erwartet, Lanok. Ich habe überhaupt nichts erwartet. Ich wollte nur, daß du mir die Stadt zeigst. Um alles andere dann wollte ich mich selbst kümmern. Ich danke dir für deine Hilfe und dein Verständnis.«

Lanok zeigte ihm den Hintereingang und ließ die Tür angelehnt.

Dann begleitete er den Inder noch bis zu den Stellen, wo die anderen sechs Statuen Hellmarks aufgestellt waren. Gemeinsam entfernten sie die angeblich bösen Zauber bewirkenden Nadeln.

Niemand tauchte auf der ihr Tun beobachtete oder sie daran gehindert hätte.

Die Stadt Ullnak schlief.

Rani erreichte eine Anhöhe, auf der der Tempel der Verdammnis lag. Die Tore standen weit offen, und aus dem Innern des Tempels

drang intensiver Kerzenschein.

Hunderte von Kerzen mußten dort brennen.

Die schwarz gestrichenen Fenster, die viele Meter hoch waren, ermöglichten keinen Blick in das Innere des Tempels.

Wortlos deutete Lanok nach links.

Und Mahay erblickte hoch über der Stadt die riesige, hohe Mauer, über die kein Blick möglich war.

Dort drüben lagen das Schloß und die geheimnisvollen Palastgärten der Herrscherin Aleana. Schloß und Gärten bekamen nur noch die zu sehen, welche von den Soldaten der jungen Fürstin ausgewählt wurden, nach dort zu kommen. Und die dorthin gingen – kamen nicht mehr zurück und konnten nicht berichten, was sie gesehen hatten.

Ein Mysterium… denn früher – wenn er Lanoks Worten Glauben schenken durfte –, war das alles ganz anders gewesen.

Früher… was für eine Bedeutung hatte dieses Wort, dieser Begriff für die, die hier lebten.

Früher – war Erinnerung an eine Zeit, die gestern gewesen war und doch schon Jahrtausende zurücklag.

Als der Fremde kam… als Hellmark das Tal passierte, da war alles anders geworden… die Stadt und die Menschen und die Bedingungen, unter denen sie lebten…

Immer wieder diese Dinge hielt Mahay sich vor Augen. Hinter ihnen steckte das Geheimnis…

Lanok verließ ihn. Mit seinem dunklen Gewand tauchte er in der Dunkelheit unter.

Mahay und Chitra waren allein.

»So, altes Mädchen«, murmelte der Inder, die Raubkatze zärtlich kraulend, »jetzt sehen wir uns mal diesen komischen Tempel genauer an. Alt genug sieht er von außen ja aus. Könnte sein, daß du drin ein paar fette Mäuse oder gar Ratten jagen kannst…«

Hinter dem eisernen Portal begann eine gewölbeähnliche Vorhalle. Dämonenfratzige Ungetüme dienten als stützende Säulen. Ihre verdrehten schuppigen und nackten Leiber wanden sich als stützende Träger halbmondförmig unter der Decke und starrten aus großen unheimlichen Augen auf den nächtlichen Eindringling der verlassenen Stätte herab.

Die Vorhalle mündete direkt in den eigentlichen Tempel.

Er war riesig, und selbst die vielen hundert Kerzen, die hier in einsamer Nacht brannten, reichten nicht aus, um die Schatten aus den Ecken und Nischen, den Mauervorsprüngen und der hohen, bizarren Decke zu vertreiben, die ihn an einen überdimensionalen, in Stein gehauenen Echsenflügel erinnerte.

Es war ein Tempel ganz anderer Art…

Der Anblick erschreckte ihn. Die Atmosphäre ließ einen Schauer über seinen Rücken laufen.

Reihenweise standen dunkle, grob gezimmerte Bänke herum, die mit seltsamen Schnitzereien versehen waren.

In verschnörkelten Haltern, die reihenweise an der kahlen Wand entlang liefen, steckten armdicke, schwarze Kerzen. Ihr rußendes Licht leckte an den Wänden entlang, so daß die groben, scharfkantigen und unverputzten Steine dahinter schon ganz schwarz geworden waren.

Und auch die endlos hohen Fenster, die in einem verkanteten Bogen seltsam schief verliefen, schienen im Lauf der Zeit von den ewig hier wieder neu angezündeten Kerzen geschwärzt worden zu sein.

Der Geruch von Ruß und Fäulnis bildete ein seltsames Gemisch.

Trotz der unübersehbaren Zahl der Kerzen herrschte hier zwischen den dunklen, kahlen Mauern eisige Kälte.

Und es stank wie in einem Stall…

Mittelpunkt des Tempels der Verdammnis war eine überlebensgroße Statue.

Die markanten Züge, die typische Haltung, die Art, wie er die Haare trug und das Schwert hielt – jeder Zoll war Björn Hellmark.

Wie er das Schwert hielt! Diese Beobachtung machte Rani am meisten zu schaffen, als er sich langsam, als müsse er einen inneren Widerstand überwinden, vorwärts bewegte.

Das konnte keine Nachbildung sein! Hier hatte einer genau beobachtet – und Hellmark so in einen porösen Stein gehauen, wie er ihn erlebte.

Alle Überlegungen und alle Gespräche, die er davor gehabt hatte, schienen ihm mit einem Mal unsinnig und unpassend zu sein.

Steckte doch Björn hinter all diesen Dingen, und wußte er nun nicht mehr, was er tat? Hatte Molochos, sein Todfeind, eine Gemeinheit ausgeheckt, der Björn nicht gewachsen war?

Er bewegte sich wie ein Roboter zwischen den Bankreihen. Der Boden rund um die riesige Statue, die Hellmarks doppelte Körpergröße ausmachte, war mit stinkenden, in Fäulnis übergehenden Kräutern bedeckt. Die Schicht war so dick, daß er bis zu den Knöcheln darin versank, als er einen Schritt vorging, um mechanisch damit zu beginnen, die dicken Nadeln aus dem schwammartigen Gestein herauszuziehen.

Er warf die Objekte einfach zu Boden. Er wußte nicht, wie lange er schon stand, den penetranten Gestank nicht mehr bewußt wahrnehmend und eine Nadel nach der anderen herausziehend. Es waren deren Hunderte, die den Körper der Statue völlig einnahmen und ein Stachelkleid um ihn legten.

Chitra strich unruhig zwischen den Bänken herum, hob witternd die Nase, und er hörte ihren geräuschvollen Atem, den sie scharf

einzog.

Die Ohren der prachtvollen Tigerkatze waren leicht angelegt, ein untrügliches Zeichen dafür, daß das Tier erregt war und irgend etwas bedrohlich fand. Dafür sprach auch der Schweif, der ruckartig hin und her schwang.

Chitra fühlte sich nicht wohl.

Noch intensiver nahm sie die beunruhigende Atmosphäre wahr, die hier herrschte.

Die Dunkelheit war mit irgend etwas erfüllt, was man nicht beschreiben konnte, etwas, das keinen Namen hatte.

All die bösen Gedanken und Wunsche, welche die Tempelbesucher aussprachen oder dachten, schienen eingegangen zu sein in das kahle, poröse Gestein der Mauern und der Statue. Die Luft und alle Substanzen rundum waren vergiftet vom Odem des Hasses und den Gedanken an Tod und Auslöschung, an Verzweiflung und Qualen.

Da fauchte Chitra furchtbar auf, wie Rani die Katze nie zuvor gehört hatte. Die Nackenhaare der Tigerin stellten sich auf, und ein donnerndes, ohrenbetäubendes Brüllen, fetzte durch die Stille des gespenstischen Tempels, in dem das unsichtbare Grauen zu Hause war.

Mahay wirbelte herum.

Sein Blick erfaßte die sich duckende Tigerin.

Im nächsten Moment erkannte der Inder, was Chitra registriert hatte.

Schatten in der Vorhalle!

Da war jemand!

*

Im nächsten Augenblick schon ging alles drunter und drüber.

Das waren keine Schatten. Das waren Menschen!

Soldaten in schwarzen, hauteng anliegenden Lederhosen und gepanzerten Hemden, die beim Laufen kein Geräusch verursachten, stürzten in den Tempel. Im Nu füllte ein Heer von Bewaffneten die Zwischenräume und eilte durch die Bankreihen.

Chitra sprang. Wie ein Pfeil flog der geschmeidige Körper durch die Luft. Die Raubkatze prallte hart auf einen der Angreifer, der versucht hatte, seinen Speer auf sie zu schleudern.

Mit wildem Aufschrei stürzte der Mann zu Boden.

Chitras Pranken rissen ihm das Panzerhemd auf, und der Kopf der Raubkatze schoß blitzschnell nach vorn.

»Chitra!« Mahays Schrei gellte durch die brodelnde Hölle, die sie umgab.

Der Inder duckte sich, lief auf den ersten Angreifer zu und riß ihn

zu Boden. Es gelang Mahay, einen zweiten und dritten Feind zu packen und kurzerhand über sich zu werfen.

Der eine landete mitten in einer Gruppe seiner Kameraden, die unter dem Wurfgeschoß zwischen den groben Holzbanken zu Fall kamen. Waffen klirrten zu Boden.

Chitras Pranken rissen ihm das Panzerhemd auf, und der Kopf der Raubkatze schoß blitzschnell nach vorn.

»Chitra!« Mahays Schrei gellte durch die brodelnde Hölle, die sie umgab.

Der Inder duckte sich, lief auf den ersten Angreifer zu und riß ihn zu Boden. Es gelang Mahay, einen zweiten und dritten Feind zu packen und kurzerhand über sich zu werfen.

Der eine landete mitten in einer Gruppe seiner Kameraden, die unter dem Wurfgeschoß zwischen den groben Holzbänken zu Fall kamen. Waffen klirrten zu Boden.

Doch der Kampf war entschieden, ehe er richtig begonnen hatte.

Der Eingang, der einzige Fluchtweg, strotzte vor Soldaten. Ein Hinauskommen war unmöglich.

Das schaffte selbst Chitra nicht.

Mahay war umkreist. Mehrere Speerspitzen tippten an seine Brust und seinen Rücken.

Die Tigerkatze biß wild um sich. Speere flogen durch die Luft. Die Eindringlinge versuchten das Tier zu töten.

Mahays Hirn fieberte.

Unter einem massierten Angriff würde Chitra zugrunde gehen.

Ein Speer wurde in dem Augenblick geworfen, als die Raubkatze mit wildem Satz in die Höhe sprang. Das Wurfgeschoß zischte über die linke Flanke hinweg und ritzte sie.

Die Tigerin brüllte auf, fletschte das geifernde Gebiß und schnappte wild in die Luft, einen weiteren Speer mit ihren Zähnen erwischend. Der lange Schaft splitterte unter der Wucht des Bisses.

Rani kam auf einen verzweifelten Gedanken.

Die hierher gekommen waren, wollten ihn nicht töten, sondern gefangennehmen. Das bedeutete, daß er unter Umständen noch eine Chance hatte.

Aber Chitra würde keine mehr haben, wenn er jetzt nicht eingriff. Und so griff er ein. Auf seine ganz spezielle Weise. Er, den man den Koloß von Bhutan nannte, war jahrelang mit einem weltbekannten Zirkus gereist und hatte seine Raubtiernummer vorgeführt. In offener Manege war er mit seinen ungezähmten Tieren aufgetreten, sie nur durch seinen Willen kontrollierend.

Als er den Zirkus verließ, um ganz für Hellmark und dessen Interessen da zu sein, behielt er nur einen bengalischen Tiger: Chitra. Das Tier war immer zutraulicher geworden und verlor seine Wildheit.

Chitra spürte Mahays Willen, und es gab eine seltsame, stillschweigende Übereinstimmung zwischen diesem Menschen und der Raubkatze, die sich auch jetzt wieder bewährte.

Chitra drohte der sichere Tod, wenn er nicht eine entscheidende Wende herbeiführte.

Rani warf seinen ganzen Willen gegen die wilde, unbezähmte und in diesen Minuten unberechenbare Verzweiflung Chitras.

Die Tigerkatze war angeschlagen. Das machte das Ganze noch schwieriger.

Dennoch schaffte er es.

Im Sprung warf Chitra sich herum. Sie landete auf einer der Bänke und wirbelte sofort herum. Und als ein Hagel von Speeren und langen, rasiermesserscharfen Dolchen auf die Stelle niederging, wo sie noch eben kauerte, sprang sie erneut.

Sie schnellte auf eines der schwarzen Fenster zu. Rani zwang ihr in diesen Sekunden mit der ganzen Kraft, zu der er imstande war, seinen Willen auf, um sie zu retten.

Es gab einen lauten Knall, als die Raubkatze gegen das geschwärzte Glas prallte und es durchbrach.

Glas splitterte, regnete herab auf die armstarken Kerzen und auf die Verfolger, die sich wie ein Mann nach vom warfen, um das verhaßte Tier doch noch zu erlegen.

Von Mahays Willen getrieben aber jagte die an der linken Flanke verletzte Raubkatze durch die Nacht und tauchte unter wie ein Schatten, der verging.

*

In Scharen liefen sie noch in die dunklen Gassen, auf der Suche nach der Raubkatze, während Ranis Gegner ihn nach draußen bugsierten.

Seine Widersacher hatten ihn fest in der Hand und ließen ihn ihre Überlegenheit spüren.

Draußen auf der Straße standen mehrere kutschenähnliche Gefährte, vor die wolfsartige Tiere gespannt waren, die groß wie Pferde waren.

Mehr als hundert Soldaten waren aufgeboten worden, um den Inder festzunehmen. Mahay fand den Aufwand, der da veranstaltet wurde, leicht übertrieben.

Finstere Blicke musterten ihn. Die Gesichter seiner Widersacher waren rund und füllig, die spitzen Helme waren tief in die Stirn gedrückt, so daß die Mienen im Schatten lagen und er nicht allzuviel von ihnen erkennen konnte.

Man schubste ihn in eine der bereitstehenden Kutschen. Die

Sitzbänke waren dunkel und hart. Die Decke wurde von einem nachtblauen Baldachin gebildet, auf dem schreckliche Fabeltiere ihr Unwesen trieben.

In der Kutsche nahmen insgesamt fünfzehn Soldaten Platz.

Der Inder war förmlich eingeigelt. Um seine Flucht noch zu erschweren, wurden ihm Hände und Füße gebunden.

Auf ein stilles Kommando hin setzte das Gefährt sich in Bewegung. Und nun begriff Rani, weshalb er die Ankunft der zahlreichen Fahrzeuge und der Zugtiere nicht bemerkt hatte.

Die großen Räder rollten völlig lautlos, als würden sie den Untergrund der Straße überhaupt nicht berühren. Die wolfsähnlichen Zugtiere bewegten sich wie ein Lufthauch. Die Lautlosigkeit, mit der das alles stattfand, wirkte unheimlich und gespenstisch und erinnerte an einen Traum.

Kleine runde Fenster, die an Luken erinnerten, befanden sich zu beiden Seiten der Kutsche in den Türen.

Dort hinaussehend, konnte er die Häuserreihen überblicken und die Straßen, die sie passierten und die sich in unmittelbarer Tempelnähe befanden.

An einer Straßenecke standen mehrere Soldaten zusammen, die Speere auf den Boden stützend, so daß sie kerzengerade wie in den Boden gerammte Pfähle in den Himmel wiesen und ihre langen scharfen Spitzen unter dem Sternenlicht kalt und bedrohlich blinkten.

Unter den Soldaten an der Ecke erkannte Mahay einen Mann, der ihm das Gesicht zuwandte, der genau in diesem Augenblick in die Kutsche sah, als sie lautlos vorüberrollte.

Es war Lanok.

Er grinste kalt und überheblich, und Mahay wußte, wem er den massierten Angriff auf seine Person zu verdanken hatte.

*

Verschlungene Pfade führten zu der abseits gelegenen Stelle, wo das Schloß der Herrscherin von Ullnak lag.

Die massive hohe Mauer lief rund um das riesige Areal. Vor Tor und Gemäuer stehend war es unmöglich, einen Blick auf das etwa im Zentrum liegende geheimnisvolle, verborgene Schloß zu werfen, in dem Aleana, die Fürstentochter, ihre Untertanen regierte.

Das Fahrzeug, in dem der Gefangene gebracht, führte die Reihe der Gefährte an, die die steilen Wege hochgerollt waren.

Die Kutsche mit Mahay erreichte das gewaltige eiserne Portal. Zwei mächtige Köpfe, die ein Mittelding zwischen Löwen- und Krötenschädel darstellten, deren Maul weit aufgerissen war, beherrschten die beiden Torflügel.

Die Köpfe waren grellbunt bemalt und wirkten so echt, daß man glaubte, sie würden jeden Augenblick die furchteinflößenden geöffneten Kiefer zuschnappen lassen, um den zu verschlingen, der sich ihnen bis auf eine gewisse Entfernung näherte.

Die Kutschen brauchten nicht stehen zu bleiben, um zu warten, bis das gewaltige Portal sich öffnete.

Das geschah automatisch.

Lautlos glitten die beiden Flügel auseinander. Ohne ihre Fahrt zu unterbrechen, ohne das Tempo zu verringern, preschten die Wolfspferde hinein in die Düsternis eines geisterhaften Waldes, der sich wie ein wildwuchernder Dschungel zu beiden Seiten des Pfades ausdehnte.

Genaues vermochte Mahay nicht zu erkennen.

Dazu war es zu dunkel und standen die Gewächse zu dicht, dafür war die Fahrt der Kutsche zu schnell.

Verwaschene Umrisse nahm er wahr. Er registrierte die Größe und Gewalt der bizarren Gewächse, deren Formen ineinander verschlungen waren. Ein wildes, labyrinthisches Dickicht…

Das war kein prachtvoller, gepflegter Garten, in dem man sich eine spazierengehende Fürstentochter vorstellen konnte – das war ein Dickichtlabyrinth, von erschreckenden Gewächsen gebildet, die Luzifer wie mit teuflischen Sinnen genießen mochte.

In Windeseile ging es zwischen den bizarren Gewächsen und an absurdesten Formen vorbei. Der Hauptweg mündete vor dem Schloß.

Ein Teil dieses Schlosses paßte überhaupt nicht in diese Umgebung. Es war von märchenhafter Schönheit und wirkte auf einem Felsvorsprung wie ein gigantisches Zuckergebäck. Zahlreiche Türme und Erker, Vorsprünge und künstlerisch geschmiedete Tore in reinem Silber machten es zu einer wahren Augenweide.

Dahinter aber erhob sich massig und wuchtig wie ein ungeschlachter Koloß eine zweite Burg, die vorn mit dem Schloß verbunden war. Ihre Mauern verschmolzen mit denen des vorderen Palastes. Schmale, hängende Brücken, die aus einem Gespinst bleicher Knochen und wildwuchernder Lianen zu bestehen schienen, spannten sich wie Hängematten über zerklüftete, steil abfallende Wege, die keines Menschen Fuß je berühren konnte, weil die Gefahr, in die Tiefe zu stürzen, zu groß war.

Wie ein drohender Schatten hockte das gespenstische Schloß hinter dem weißen Palast, und die gewundenen, in sich verdrehten Türme, die windschiefen Erker und schräg nach vorn und zur Seite kippenden Wände, die wie überdimensionale Fischschuppen aussahen, schienen aus einer anderen Welt zu stammen. Beim Anblick dieser zwei so gegensätzlichen, in krassem Widerspruch stehenden Bauwerke fragte man sich, ob beides nicht doch von einunddemselben Architekt und

Baumeister entworfen wurde, der den Verstand verlor, der wahnsinnig war.

Die wie auf Samtpfoten dahinschreitenden Wolfspferde umkreisten den Palast im Zuckerbäckerstil und gerieten in den Schlagschatten des bizarren Gemäuers der düsteren Burg, die alles in diesem wilden Dschungelgarten überragte – und merkwürdigerweise doch von außerhalb nicht zu sehen war!

Unterhalb einer schmalen Brücke, die steil und verschlungen über eine zerklüftete Schlucht führte, blieben die Kutschen hintereinander stehen. Mahay wurde mit harter Hand aus dem Gefährt gerissen. Obwohl er infolge der angelegten Fesseln unmöglich fliehen konnte, bewachte man ihn mit einer erschreckenden Aufmerksamkeit. Und immer wieder ließ man ihn die Spitzen der Speere und Dolche spüren. Sein Hemd wies zahlreiche Schlitze und Löcher auf, die vom Kontakt mit den messerscharfen Metallspitzen herrührten. Auch seine Haut an Brust, Oberarmen und Schultern war an vielen Stellen aufgeritzt. Hier hatten seine Widersacher zuviel Druck auf ihn ausgeübt, der nicht nötig gewesen wäre.

Mit einem kurzen, harten Schlag seiner Waffe kappte einer der Soldaten die Fesseln zwischen Mahays Beinen, so daß dieser sich wieder frei bewegen konnte.

Die Brücke war so schmal, daß jeweils nur zwei Personen nebeneinander gehen konnten.

Zwei Bewaffnete gingen Mahay voran, einer flankierte ihn links, und hinter ihm folgten noch etwa zehn weitere.

Die anderen standen unten auf dem Pfad und säumten ihn. Es kam dem Inder vor, als würden sie eine Art Wall bilden, um seine Flucht in die gräßlichen Wälder zu verhindern.

Der eigenwillige, dunstige Dschungel erinnerte ihn irgendwie an das ›alte Tal‹, in das er geraten war. Nur waren dort die Pflanzen und pflanzenähnlichen Gewächse zu Stein geworden und verkümmert.

Über einen Steg führte man den Gefangenen durch ein häßlich gestaltetes Tor, das entfernte Ähnlichkeit mit dem Leib einer Schlange hatte.

Und hier oben angelangt vernahm Mahay auch zum ersten Mal das Rauschen und Donnern der Brandung, die er unmittelbar hinter dem Tor auch zu sehen bekam. Ein Teil der bizarren Burg stand auf einem steil emporragenden, schwarzen Felsen, der in schwindelnder Tiefe von brausenden Wassermassen umspült wurde, die sich donnernd daran brachen.

Wie Gischt spritzte der Schaum in die Höhe. Aber der Fels war zu hoch, als daß die Flocken ihn erreichten.

Über blanken Fels hinweg ging es auf ein größeres Tor zu, das den eigentlichen Eingang in das düstere Schloß darstellte. Nach dieser Art

Vorhof folgte ein aus rohen Steinen zusammengebauter Tunnel, in dem sich das Rauschen und Donnern der tiefer liegenden Wassermassen verstärkte, als sei dies akustisch beabsichtigt.

Der Tunnel mündete in eine Treppe, die sich spindelartig in die Höhe fortsetzte. An deren Ende lag eine Kammer. Ein Bewaffneter stand neben der geöffneten Bohlentür und musterte ihn mit finsterem Blick.

Rani Mahay wurde in die zwielichtige Zelle gestoßen.

Dann knallte die Tür hinter ihm zu. Von draußen wurde zweimal der Schlüssel hart im Schloß herumgedreht.

Hallend entfernten sich die auf die steinernen Treppen knallenden Absätze.

Atemanhaltend stand der Inder eine halbe Minute lang inmitten der kleinen Zelle. Dann machte er einen schnellen Schritt nach vom, legte lauschend das Ohr an die Bohlentür und drückte mit seiner Schulter dagegen, um zu prüfen, wie fest die Tür wirklich in ihren Angeln saß.

Sie gab um keinen Millimeter nach.

Fugenlos dicht saß sie zwischen den steinernen Pfosten, unüberwindlich in ihrer Wucht und Masse.

Nachdem seine Augen sich an die herrschende Dämmerung gewöhnt hatten, sah er sich seine neue Umgebung näher an: rohes Mauerwerk, eine dunkle Nische unmittelbar neben einem kleinen, quadratischen Fenster, durch das ein Metallpfahl lief.

Rani warf einen Blick durch das Quadrat, und in der Tiefe des steil abfallenden Turmes, der aus dem nackten Fels herausgewachsen schien wie ein fremdartiger Pilz, rauschte und donnerte die Brandung. Mitten in dieser Brandung stand ein riesiger schwarzer Monolith, der steil und spitz in die Höhe ragte und den ein Heer von Fledermäusen umkreiste, immer und immer wieder im gleichen Rhythmus, als hätte man eine Maschine einmal in Gang gesetzt und sie nicht wieder zum Stehen gebracht.

Mahay drehte sich langsam herum. Da stieß er mit dem linken Fuß in die dunkle Nische, in die kein Licht durch das Fenster fiel.

Es klapperte raschelnd und knöchern.

Er fuhr zusammen.

In der Nische hockte ein menschliches Skelett, dessen schief hängender Kopf in den morschen Gelenken weiter nach vorn kippte. Mit einem ›Klack‹ in den Brustkorb fiel es wie ein Ball in ein Basketnetz, als Mahays unbeabsichtigter Fußtritt Bewegung in die alten Knochen brachte.

Der Inder kratzte sich im Nacken. »Allein bin ich also nicht«, murmelte er mit Galgenhumor. »’nen schönen guten Abend, unbekannter Freund! Du hast die älteren Rechte und hältst dich hier

schon längere Zeit auf als ich. Leider kannst du mir nicht sagen, unter welchen Bedingungen die Mietzeit abgelaufen ist. Ich fürchte, die Dinge sehen trüber aus, als ich in meinem jugendlichen Leichtsinn eine Vorstellung davon hatte. Wenn ich die Sache jetzt bei diesem Halblicht betrachte, sieht es ganz so aus, als ob ich mich als Nachfolger von dir auf eine kleine körperliche Veränderung gefaßt machen muß – und daß ich dir scheinbar von Tag zu Tag ähnlicher werde!«

*

Björn Hellmark meinte, ein Zentnergewicht hinter sich herziehen zu müssen. Er spürte keine Kraft mehr in seinem linken Bein.

Was war nur los?

Der Weg durch die Höhlenwelt mündete in einem ovalen Raum, der mit bunten Wandgemälden geschmückt war. Die Szenen, die reliefartig dargestellt waren, enthielten ausschließlich als Inhalt das Zusammenleben zwischen der Rasse der Satis und Vatox, dem Flüssigwesen.

Das Ganze war nach Hellmarks menschlichem Geschmack zu heroisch herausgearbeitet.

Die Satis wurden als ein glückliches, fleißiges Volk dargestellt, das sich des Schutzes von Vatox sicher war. Nur in diesem Schutz, so schien es, war überhaupt eine Satis-Existenz möglich.

Beim Durchqueren des Höhlenovals wanderten die Blicke des Deutschen über die schichtweise übereinander liegenden Reliefs. In breiten Bändern schmückten sie alle Wände.

Die Rundung dieser Wände war dabei für die Darstellung nicht ohne Bedeutung. Björn glaubte einen Sinn darin zu erkennen, daß die auf verschiedenen Wänden angebrachten Reliefs zwar verschiedene Szenen zeigten – und doch zusammengehörten. Da wo die Wände abgerundet waren, verwischten die Farben zu einem wilden, regenbogenfarbigen Spiel, um dann wieder klar herauszuwachsen und neue Szenen zu bilden.

Die Wand, welche die Öffnung bildete, durch die sie kamen, war neutral.

Links waren in Streifen übereinander Reliefs angelegt, die das Leben der Satis in offenbar urwelthafter Umgebung zeigten. Szenen aus dem unterirdischen Lebensbereich waren dargestellt. Durch Erdlöcher gelangten die Kohlendioxyd-Verbraucher an die sauerstoffreiche Oberfläche eines Planeten, in dem es zahllose separate Täler gab. Diese Täler waren nichts anderes als Becken, in denen eine ölige, gallertartige Masse schwamm. Die Talbecken waren umsäumt von himmelhoch wachsenden Bäumen, deren lange

sehnenartige Stämme von breiten Schichten einer farblosen Hülle eingescheidet waren.

Die schirmartigen Kronen durchstießen das Blau der Luft, und obwohl die Sonne schien, glühend und heiß dargestellt, gab es keinen Schatten auf dieser Welt.

Im mittleren Oval der Wand fanden jene Szenen Niederschlag, wie sie derzeit das Leben der Satis bestimmten. Die Gegenwart war dargestellt. Das Leben ganz unter die Erde verlegt, sämtliche Schächte nach oben versiegelt. Die Stämme der gewaltigen, fremdartigen Bäume waren durch einen fließenden Strom mit Vatox verbunden, der in sämtlichen Hohlräumen dieser unterirdischen Welt seinen Körper ausgebreitet hatte.

Das dritte, rechte Oval zeigte eine Welt der Zukunft.

Die Kleidung der Satis war moderner. Die Anzüge, die sie trugen, zeigten noch immer unterschiedliche Färbungen, aber jetzt überwogen Gold- und Silbertöne im Gegensatz zu den Grün- und Braunfarben der Jetztzeit.

Die unterirdische Welt war größer geworden, die Kavernen nicht mehr so eintönig, sondern mit vielerlei Zierrat verschönt. Die Becken, in denen einst Vatox schwamm, waren jetzt leer, waren so etwas wie Wallfahrtsorte geworden, um die herum sich große Gruppen der Unterirdischen versammelten.

Vatox lebte wieder unter freiem Himmel, und so weit das Auge reichte, füllte sein gewaltiger flüssiger Leib wie ein Ozean das endlose Tal, in dem die seltsamen Bäume mit den breiten Wipfeln noch immer standen. Aber die waren jetzt klein und verkümmert. Sie hatten ihre Aufgabe erfüllt, man brauchte sie nicht mehr. Sie gingen ein.

Die beiden Satis, die sich ihnen bisher stillschweigend von Anfang an angeschlossen hatten, blieben jetzt zurück.

Hellmark wußte dafür keine andere Erklärung als die, daß sie einen Rang begleiteten, der ihnen nicht erlaubte, einen bestimmten Bezirk dieser unterirdischen Höhlenwelt zu betreten.

Der Satis, der Björn vorausging, steuerte genau auf das mittlere Bild der Gegenwartsdarstellung zu.

Hellmark konnte in dieser Wand keinen Durchlaß erkennen, auch die Andeutung einer Tür war nicht vorhanden.

Der genaue Mittelpunkt der mittleren Ovalwand wurde durch einen der Schirmbäume mit dem weit ausladenden Wipfel gebildet, der Ausläufer wie Wurzeln in das Erdreich schickte.

Der gemalte Stamm des fremdartigen Gewächses bildete den Eingang in das Reich, das dahinter lag.

Björn glaubte, einen seidenen, leise raschelnden Vorhang zu passieren. Er spürte nur einen Moment einen hauchdünnen Widerstand, dann stand er in einem Raum, wie er ihn nie hier unten

in dieser tristen, zwielichtigen Höhlenwelt vermutet hätte.

Gleißendes Licht stach in seine Augen, als würde er in die Sonne blicken. Er mußte die Augen schließen und sie dann langsam an die ihn umgebende Helligkeit gewöhnen.

Was er sah, erfüllte ihn mit Erstaunen und Ratlosigkeit.

Er glaubte sich inmitten eines riesigen Kristalls versetzt, der aus sich heraus ein strahlend helles Licht warf. Die Wände ringsum waren gold- und silberfarben gesprenkelt, als befänden sich zahlreiche verdichtete Kristalle innerhalb des einen großen Kristalls, in denen sich das Licht andersfarbig brach.

Der Kristall war wie ein Thron.

Das hier war der Ort der Weisen.

Die Satis, die draußen im Ovalraum warten mußten, konnten offenbar die Lichtflut hier nicht vertragen. Demnach gab es besondere Satis, die als Verbindungsglieder zwischen der herrschenden und befehlenden Schicht – den Weisen – fungierten.

Diese Weisen bestanden aus fünf Wesen.

Der geschliffene Kristall wies fünf innere Flächen auf, die sie als Sitzgelegenheit benutzten.

Der Satis, der Björn hierher geleitet hatte, verbeugte sich leicht. Mechanisch deutete Hellmark ein Nicken an.

Die Satis im Kristallthron musterten die beiden Eintretenden. Die Augen der Weisen waren hell, fast durchscheinend. Auch ihre Haut glich kaum noch jener, welche er bisher bei all den anderen wahrgenommen hatte.

Die Haut der Weisen wirkte fahl und schimmernd – kristallen! Die Hände, die schlank und schmal auf vorspringenden Erhebungen des leuchtenden Kristalls ruhten, schienen mit dem ganz und gar verwachsen. Die Finger waren weiß und leuchtend und hoben sich kaum von dem Kristall ab.

Die Züge der fünf Weisen waren vergeistigt. Aus den kahlen Schädeln der Unterirdischen wuchsen helle, gedrehte Stränge, die in den Kristall ragten.

Hellmark mußte unwillkürlich an Fühler denken, die feinste Vibrationen aus dem Kristall entnahmen.

Die Mienen der fünf hellhäutigen, anders gearteten Satis, zeigten keine Regung.

Björns Augen wurden schmal, als er noch etwas entdeckte, was nur bei ganz genauem Hinsehen überhaupt zu sehen war.

Im Kristall hinter den fünf Weisen trat ständig ein leichter, fließender Schatten auf, der seine Ausdehnung und seine Geschwindigkeit praktisch nicht veränderte.

Da begriff Hellmark den ganzen Umfang der Symbiose, wie sie hier zwischen Satis und Vatox durchgeführt wurde.

Bestimmte Satis, die mutante Ansätze zeigten, entwickelten im Lauf der Zeit solche fühlerartigen Auswüchse. Bestimmte Satis verfügten über PSI-Fähigkeiten. Dazu gehörte offenbar auch der, der nicht von seiner Seite wich.

Dieser Mann unterhielt sich mit den fünf Weisen, man sah es seinem konzentrierten und angespannten Gesicht an.

Aber er redete nicht mit dem Mund! Er bediente sich der Sprache der Telepathie!

Die fünf Weisen waren weiter entwickelt als normale Satis.

Hier war das Hirn – das Extrahirn des unterirdischen Volkes!

Die Weisen standen ständig in direktem Kontakt mit Vatox dem Großen. Sein Körper floß in einem Hohlraum hinter dem Thronkristall und artikulierte ständig mit ihm. Vatox' geistige Ströme durchsetzten die Hirne der Weisen, so daß schließlich Geist und Willen der Weisen in Wirklichkeit Geist und Willen Vatox' war!

Das machte verständlich, wieso dieses Volk ohne Rücksicht auf seine eigenen Interessen Vatox wie einen Gott verehrte und alles für ihn tat, um ihm die Rückkehr unter die Sonne zu ermöglichen.

»Sie haben dich gesehen«, sagte in diesem Moment der Satis an seiner Seite unvermittelt. »Die Weisen haben sich ein Bild von dir gemacht.« Die Stimme des Unterirdischen riß Hellmark aus seinen Überlegungen. Der Satis blickte ihn ernst an. »Und es ist nicht so, wie du vermutest. Deine Gedanken sind schlecht – und falsch.«

Da begriff Björn, daß der Satis über PSI-Kräfte verfügte, die er entweder die ganze Zeit über noch nicht eingesetzt hatte – oder die hier in unmittelbarer Nähe der fünf Weisen verstärkt auftraten.

»Ich bin Sovor«, stellte sich der Satis jetzt mit Namen vor. »Wenn du irgendwelche Wünsche hast, wende dich an mich. Was aus dir werden wird, weiß noch niemand. Du bist zu einem denkbar ungünstigen Zeitpunkt hier angekommen, und wir wissen noch nicht, wer du wirklich bist und was du willst. Die Gedanken der Weisen haben dich registriert, aber sie haben sich noch keine Meinung über dich gebildet. Bis es so weit ist, bist du hier bei uns in Sicherheit.«

»Und wie lange ist das?«

»Das weiß ich noch nicht. Möglicherweise nach dem nächsten Experiment.«

Hellmark schluckte. Nächstes Experiment! Das bedeutete nicht mehr und nicht weniger, daß die fünf Weisen mit Vatox artikulierten, um einen neuen und diesmal noch heftigeren Erdstoß auszulösen.

»Dieses Experiment wird in dem Augenblick durchgeführt, da die Jo-Os ihr Land erreichen. Diesmal werden sie die letzten unserer Angehörigen geholt haben, um sie auf hinterhältige Weise zu ermorden.

Die Weisen sind sicher, daß Vatox den Punkt seiner optimalen

Stärke erreicht hat, um das Land der Jo-Os durch eine heftige Erschütterung zu vernichten, um die Flugschiffe dieser kriegerischen Rasse zerbröckeln zu lassen, ehe sie erneut ausschwärmen können wie die Insekten. Sobald wir Kenntnis vom Erfolg haben, werden wir uns näher mit dir beschäftigen. Solange bist du unser – Gast.«

»Euer Gefangener«, verbesserte Björn rauh.

»Nein, unser Gast.« Sovor wandte sich ab und verließ die lichtdurchflutete Halle.

Am Ausgang des Ovalraums stießen die beiden zurückgebliebenen grün-grauen Satis wieder zu ihnen.

Hellmark lief sehr langsam. Das dumpfe Gefühl trat jetzt auch in seinem zweiten Bein auf.

Hing es mit dem Sauerstoffmangel zusammen, der notgedrungenerweise hier unten herrschte? Es war ihm aufgefallen, daß im Thronsaal der Weisen das Rauschen in seinen Ohren stärker geworden war und er noch größere Mühe mit der Sauerstoffzufuhr gehabt hatte. Demnach lebten die fünf Weisen in einer Zelle, die noch kohlendioxydreichere Luft aufwies, als es hier unten für gewöhnlich der Fall war. Bei der Artikulation Vatox' mit den Fühlersensoren der Weisen gab das Flüssigwesen noch mehr Kohlendioxyd ab. Vielleicht war das der Grund dafür, daß bestimmte chemische Abläufe in den Körpern jener, die als Weise hier fungierten, anders vor sich gingen. Um das jedoch genau zu sagen, hätte er noch mehr über die biologische Eigenart und den Zellaufbau dieser Satis wissen müssen.

Darüber und vor allem über seine Lage und die Schwere seiner Beine dachte er in jenem Raum nach, den man ihm als Wohnkaverne für eine zunächst unbestimmte Zeit zur Verfügung stellte.

Hier fand er eine Schlafstätte. Und die benutzte er als erstes.

Es tat ihm gut, sich auszustrecken und die schweren, gefühllosen Beine, die sein Körpergewicht kaum noch tragen konnten, zu entlasten.

Er fühlte sich krank und schwach. Sein Unterkörper schien systematisch abzusterben, ohne daß er eine plausible Erklärung dafür hatte.

Aber er konnte nicht hier herumliegen und darauf warten, was das Schicksal mit ihm vorhatte.

Er mußte weg von hier.

Aber wohin?

Die Welt der Jo-Os suchen, in deren Gewalt sich Danielle de Barteaulieé befand…

Und dann weiter nach Tschinandoah.

Tschinandoah…!

Der Name der Stadt war zu einer Phrase für ihn geworden.

Würde er Tschinandoah überhaupt jemals finden?

Die Gedanken daran bewirkten etwas, Eigenartiges in seinem Hirn.

Er konnte sich plötzlich etwas darunter vorstellen. Er sah bestimmte Bilder, bestimmte Silhouetten vor sich.

Eine endlose, kerzengerade Straße… gesäumt von abgebrochenen Säulen… eine rote, sterbende Sonne über verlassenen Palästen und Marmortempeln… und wieder Säulen… und seltsame Steine, die unfertig und onyxfarben in der fremden Landschaft lagen.

Tschinandoah… das war doch Tschinandoah!

Er erinnerte sich ganz genau daran.

Sein Traum!

Aber die Bilder, deren er sich nun voll bewußt wurde, gingen nicht auf einen Traum zurück. Er war – mit seinem Doppelkörper Macabros – wirklich dort gewesen.

Sein geschwächter Originalkörper und der Zustand zwischen Wachsein und Träumen hatte die Dinge, die er mit Macabros' Sinnen registrierte, einfach verwischt!

Und diesmal wiederholte er das bewußt, was er im Halbschlaf unbewußt herbeigeführt oder was sein Geist intuitiv durchexerziert hatte.

Er ließ Macabros entstehen. Im nächsten Moment war Björn Hellmark an zwei Orten gleichzeitig.

Er befand sich sowohl hier in der unterirdischen Höhle auf einer weichen, matratzenähnlichen Unterlage – als auch durch Raum und Zeit getrennt an einem fernen Ort, der Tschinandoah hieß.

Dort hielt er sich mit seinem Zweitkörper auf, der sich in nichts von seinem stofflichen Originalkörper unterschied.

*

Wer ihn sah, hätte ihn für einen Menschen aus Fleisch und Blut gehalten, denn mit bloßem Auge war im Zustand des ›Majavi Rupa‹, in dem beide Körper wach und voll aktiv und mit Leben erfüllt waren – nicht zu erkennen, welcher Leib aus Fleisch und Blut und welcher aus einer feinstofflichen Äthersubstanz bestand.

Doch hier in dem ausgestorbenen Tschinandoah gab es keine menschlichen und keine anderen Augen, die Macabros' Ankunft beobachtet hätten.

Macabros erinnerte sich seines ersten Hierseins.

Da hatte die Sonne mehr im Zenit gestanden.

Nun neigte sie sich dem Horizont zu, und die terrassenförmig angelegte Stadt bildete eine düstere, blau-schwarze Silhouette gegen einen blutroten Himmel.

Wieder empfand er die eigenwillige, unvergleichliche Stimmung. Hier an diesen Ort war der Tod eingekehrt – und doch haftete diesem

Ort nichts Erschreckendes und Unheilbringendes an.

Mit größerer Aufmerksamkeit als beim ersten Mal sah er sich die ausgetrockneten Flüsse und Meere an.

Macabros berührte dabei nicht den Boden. Er schwebte mehrere Meter darüber hinweg, und rund um Tschinandoah breitete sich Öde und Verlassenheit aus.

Ein seltsames Gefühl beschlich ihn, als er die rissige, ausgetrocknete Erde unter sich erblickte.

Er hatte das Gefühl, einen Planeten zu besuchen, der unterging. So wie die Stimmung dieser Welt war, konnte er sich die letzten Tage der Erde vorstellen, wenn die Flüsse und Meere ausgetrocknet waren, wenn Pflanzen und Tiere ausgerottet waren und auch die Menschen nicht mehr existierten. Die Sonne hatte keine Kraft mehr und glomm wie eine verlöschende Scheibe an einem kalten, lichtlosen Himmel. Die Temperaturen waren zu niedrig und würden nachts sicher noch weiter abfallen.

Auf den Rändern der Terrassen und der zerklüfteten Flußbetten glitzerten Eiskristalle. Ein dichter, krustiger Rand lag auf der ausgetrockneten, spröden Erde.

Macabros empfand weder Wärme noch Kälte. Hellmarks Doppelkörper konnte sich in absoluter Weltraumkälte und einem Vakuum ebenso bewegen wie in der Gluthitze.

Er glitt über die Terrassen und Marmortempel und näherte sich der Stelle, wo die sieben Säulen dicht nebeneinander standen und von wo aus ihm die üppige, sinnliche Blondine gewunken hatte, als er sich das erste Mal hier aufhielt.

Macabros inspizierte die geschwungene natürliche Terrasse vor dem Tempelbezirk eingehend, als er plötzlich eine Stimme hörte.

»Wer bist du? Wo kommst du her, Fremder?«

Er wandte den Kopf.

Im ersten Moment war es ihm nicht möglich festzustellen, woher die Stimme kam, denn er sah niemand.

»Hier, hier bin ich!« Die Stimme war zart und elfenhaft – und er glaubte seinen Augen nicht trauen zu können, als er plötzlich eine oberflächliche Bewegung an einer der fahlen, eingeschnürten Säulen bemerkte.

Der Stein lebte!

Schwach und kaum erkennbar zeichnete sich der Körper jener blonden Frau ab, die er bei seinem ersten Besuch hier in Tschinandoah sah.

Ihre Haut war jetzt fahl wie der Stein, ihr Körper nur ein verwaschener, nebelhafter Schemen.

»Ich komme von weit her. Ich suche Tschinandoah. Ich heiße Kaphoon.«

Er hatte es sich angewöhnt, in schwierigen Lagen und in anderen Welten immer den Namen zu nennen, den er einmal trug, als er in seiner ersten Existenz auf Xantilon lebte. Dabei machte er die Erfahrung, daß dieser Name einen guten Klang hatte und bei vielen Völkern und in vielen Parallelwelten bekannt war. Kaphoon war ein großer Kämpfer und Gerechtigkeitsfanatiker seiner Zeit gewesen. Die gleichen Anlagen hatten sich in Hellmark manifestiert, der die Spur des grausamen Molochos, des obersten der Schwarzen Priester, durch Raum und Zeit verfolgte, um ihn daran zu hindern, die Heere der Vernichtung erneut zu mobilisieren und den Schlußstrich unter einen Kampf zu ziehen, der im Verborgenen nun schon seit Jahrtausenden wütete.

Ob allerdings hier auf einer fernen Parallelwelt der Name und die Taten Kaphoons bekannt waren, wußte er nicht. Die sprechende Säule vermochte auch mit seinem Namen nichts anzufangen. Die hellen, seeklaren Augen in der Säule musterten ihn.

»Ich kann mich nicht ganz zeigen, wie es im vollen Licht des Tages noch möglich ist. Nein, ich kenne dich nicht. Aber du trägst ein Schwert, dessen Steine auch dann noch in prachtvollem Schliff funkeln, wenn das Licht einer sterbenden Sonne sie berühren. Du bist der, von dem prophezeit wird, daß er die Botschaft aus dem Tempel holen wird, ohne daß der grausame Geist Molochos', des Dämonenfürsten, ihn daran hindern kann. Du bist in Tschinandoah – aber du kommst zu spät.«

»Was ist hier geschehen? Warum kannst du dich nicht ganz zeigen? Was für eine Bedeutung hat es, daß dein Körper und diese Säule eins sind?«

»Es ist der Fluch der Geister, die Molochos dienen und die Tschinandoah in eine ferne Zeit versetzen konnten, als das Raum-Zeit-Kontinuum zusammenbrach. Wir – die sieben wahren Dienerinnen des Tempels, in dem der Schrein steht, der die Schriftrolle enthält, die Molochos' Geheimnis bloßlegt und die nur einer zu lesen versteht – wurden dazu verdammt, als steingewordene Säulen die Ankunft des Mannes mitzuerleben. Er würde Fragen an uns haben, aber wir werden dann nicht mehr imstande sein, ihm diese Fragen zu beantworten. Tschinandoah ist zu einer Welt der Zukunft geworden, zu einer sterbenden Welt Ihre Bewohner wurden zu Stein, wie es der grausame, lauernde Wille war, den wir ahnten, von dem wir aber bis zum Eintritt der Ereignisse nichts Genaues wußten.

Bei Tag können wir uns frei in der Stadt bewegen, die man die Perle der Freiheit und des Friedens nannte. Sobald aber die Sonne sinkt, können wir nur noch beobachten, wie die anderen Steine zum Leben erwachen, die einmal die Bewohner dieser Stadt waren. Der Fluch ist nicht mehr rückgängig zu machen… es gibt eine Möglichkeit,

befreit zu werden…«

»Dann nenne mir diese Möglichkeit. Was muß ich tun?«

Er erhielt keine Antwort.

Die Sonne sank weiter.

Die sieben Säulen vor dem zurückgebauten Tempel zeigten sich in weiblicher Gestalt. Die Frauen wirkten schemenhaft, als riskierten sie nicht, ihre steinerne Hülle völlig abzustreifen.

Macabros registrierte jedoch, daß sie unterschiedliche Haarfarben trugen.

Zwei waren von hellem Blond, zwei tief schwarz, zwei kastanienbraun – und die siebte trug das Haar in einer Farbe, die er nie zuvor gesehen hatte und die es auf der Erde nicht gab.

Sie glich keiner ihm bekannten Farbe.

Es war etwas ganz Neues, nie Dagewesenes.

Irritiert und nachdenklich entfernte Macabros sich von den sieben Säulen, die vor dem Tempeleingang standen.

Er hatte noch versucht, das Gespräch mit den sieben Schönen zu vertiefen, aber über Verallgemeinerungen war er nicht hinausgekommen. Fragen konnte er nicht an sie richten. Sie konnten sie ihm nicht beantworten, wie die erste der wahren Dienerinnen ihm das bereits angedeutet hatte.

Er glaubte jedoch erkannt zu haben, daß es den Versteinerten ernsthaft darauf ankam, daß er den Tempel betrat und sich selbst ein Bild von den Dingen machte. Es war zu vermuten, daß von den sieben Tempelwächterinnen eine gewisse Unruhe und Nervosität ausging.

Hing das damit zusammen, daß er doch noch hier eingetroffen war, wenn auch zu spät?

Diesen seltsamen Widerspruch begriff er zunächst nicht.

Er betrat den weiten Tempel.

Das Dach war lichtdurchlässig, und die glutrote Farbe des Himmels lag über ihm und wirkte durch den facettenreichen Schliff noch stärker und erdrückender.

Lange Altäre zogen sich an den Innenwänden entlang. Riesige, hauchzarte Porzellanvasen und Krüge lagen zerschmettert auf oder vor den Altären, als hätten Rabauken hier ihrer sinnlosen Vernichtungswut freien Lauf gelassen.

Den Mittelpunkt des Tempels bildete eine massige Säule, die einen Durchmesser von gut fünf Metern hatte und die wie ein Tisch wirkte. Die Säule war blank geschliffen und etwa eineinhalb Meter hoch.

Genau dem Eingang zugewandt befand sich in dem Säulentisch eine Klappe, deren Ränder mit einem vergoldeten Mäandermuster verziert waren.

Macabros ging auf die Säule zu.

Er erinnerte sich der Worte Al Nafuurs, seines unsichtbaren

Geistführers aus einem jenseitigen Reich. Der meinte es gut mit ihm, der hatte ihn seinen Möglichkeiten entsprechend eingeweiht. Der hatte ihn gewarnt, die »Puppe des Somschedd« in irgendeiner Weise zu benutzen.

Das würde seine Mission in frage stellen.

Und je intensiver er über die bisherigen Ereignisse nachdachte, desto klarer glaubte er zu erkennen, daß das Schicksal ihm einen bösen Streich gespielt hatte. Wie ein Anfänger war er ahnungslos in eine Falle gestolpert – in eine Falle Molochos', der natürlich alles in Bewegung setzen mußte, um seinen Todfeind ins Abseits zu drängen.

Molochos konnte nicht tatenlos zusehen, wie er hierher kam, um einen Plan zu übernehmen, der seiner Vernichtung gleichkam.

Macabros richtete den Blick nach oben.

Die Farbe des Himmels war dunkelrot geworden, und schwarzrote Schatten wanderten über die rissigen Altäre, den Marmorboden und die glatten Wände.

Es wurde draußen jetzt schnell dunkel. Die kleine rote, kraftlose Sonne verschwand hinter dem Horizont.

Macabros stand vor dem Säulentisch, und seine. Finger glitten über die erhaben vorspringende steinerne Klappe.

Darin lag die Botschaft, die nur er lesen konnte, die für einen anderen keinen Sinn ergab!

Er drückte seine Hand stärker gegen die Klappe, und die schwang leise knirschend nach außen.

Ein zylindrischer Hohlraum lag dahinter.

Der Behälter wurde durch ein geheimnisvolles Licht, das aus den Innenflächen der Säulenwand kam, erhellt.

Macabros duckte sich, um das Behältnis genau unter die Lupe zu nehmen.

Es war – leer. Die Rolle war verschwunden. Molochos' Geheimnis war nicht in seine Hände gelangt, sondern zu einem anderen Zeitpunkt in die eines ändern!

Das zukünftige, sterbende Tschinandoah, das er kennenlernte, hatte keine Botschaft mehr für ihn!

*

»Zu spät! Du kamst zu spät! Wir können dir nicht mehr helfen – aber dein Eintreffen hier, die Tatsache deines Besuchs, hat das Band zerrissen, das uns kettete. Und dafür danken wir dir! Wir haben auf dich gewartet – und du bist gekommen.«

Elfenhafte, zarte Stimmen webten durch die Weite des Tempels.

Macabros sah die sieben schönen Dienerinnen durch den Eingang kommen. Sie bewegten sich mit einer Leichtigkeit und einer

Langsamkeit, die ihn an die Bewegungen einer Zeitlupenaufnahme erinnerten.

»Unsere Seelen sind frei, unser Dasein als Stein, das nie geendet hätte – wurde durch deine Ankunft unterbrochen. Es tut uns leid, daß wir nichts für dich tun können – daß du aber soviel für uns getan hast.«

Da verstand er seine Mission in einem anderen Licht.

Die geheimnisvolle Auswirkung der »Puppe des Somschedd« hatte in Verbindung mit Molochos' Geist das ursprüngliche Bild Tschinandoahs verändern können. Aber den Mächten der Finsternis war es nicht gelungen, die geistige Basis dieser geheimnisumwitterten Stadt, die eine Sonderstellung hatte, vollends zu zerstören.

Es gab noch eine ausgleichende Kraft, die dann eintrat, wenn bestimmte Voraussetzungen geschaffen waren. Diese Dinge aber passierten zufällig… es kam jetzt für ihn darauf an, die Gesetzmäßigkeiten zu erforschen, um vielleicht noch mehr für die Geschädigten und für sich herauszuschlagen.

Die sieben schönen Frauen waren alle gleich gekleidet.

Ihrer samtenen Haut entströmte ein verlockender Duft.

Sie lächelten ihm zu. Die schlanken Hände streckten sich nach ihm aus, als wollten sie ihn berühren. Doch zu dieser Berührung kam es nicht mehr.

Die eben noch stofflichen Leiber wurden zu nebligen Schatten und schließlich zu Geist. Sie stiegen empor, waren nicht mehr an die Schwerkraft dieser Welt gebunden – und verschwanden zu sich auflösendem Nebelgespinst in dem Facettendach des Tempels.

Sechs Dienerinnen waren im nächsten Moment verschwunden, nur die siebte stand noch vor ihm. Es war die mit der unbeschreiblichen Haarfarbe.

»Flieh!« wisperte sie ihm zu. »Denn mit unserem Auszug ist Tschinandoahs Ende gekommen. Die Stadt wird untergehen, die Steine, die zurückgeblieben sind, werden sich selbst zerstören, und sie werden alle verfolgen, die sich jetzt noch in Tschinandoah aufhalten. Nimm auch meinen Dank entgegen! Nur der, der die Schriftrolle mit Molochos' Geheimnis holen wollte, konnte die geistigen und seelischen Fesseln durchschneiden, die uns banden. Uns erwartet nicht der Tod – sondern die Freiheit des Geistes, die auch Molochos für uns zumindest nicht mehr einengen kann. Und so gibt es eine Hoffnung, Kaphoon: Nichts ist endgültig. Wenn unser Geist geläutert ist und wir in der geistigen Sphäre, in der wir uns künftig bewegen werden, mehr erkennen als hier – lassen wir es dich wissen. Damit du zu dem Erfolg kommst, den wir dir wünschen…«

Ihre Umrisse zerflossen. Ihr Körper schwankte wie ein dünnes Rohr im Wind und schwebte dann vergehend empor.

Es war, als wäre damit das Signal gesetzt worden, Dinge in Gang zu bringen, von denen er eben erstmals hörte.

Dumpfes Grollen und tosendes Brüllen erfüllte plötzlich die Luft.

Ein Rumpeln und Poltern wurde daraus, das sich anhörte, als würden sämtliche Steine in der Stadt in Bewegung geraten, als würden selbst die Säulen über die Terrassen und durch die Straßen rollen.

Macabros erinnerte sich der Worte der letzten Tempeldienerin und stürzte nach draußen.

Die erste Veränderung, die er wahrnahm: der Platz vor dem Tempel hatte sich verändert.

Die sieben Säulen waren verschwunden!

Die in rotschwarzer Düsternis liegende Stadt aber war in Aufruhr geraten.

Säulen kippten um – und begannen ein eigenständiges Leben. Sie rollten in immer schneller werdendem Tempo durch die Straßen, über die Terrassen.

Doch das war noch nicht alles.

Auch die riesigen, onyxartigen Gesteinsbrocken, die Macabros überall in dem verlassenen Tschinandoah entdeckt hatte, waren mit geheimnisvollem Leben erfüllt.

Die schwarzen Gesteinsbrocken richteten sich zum Teil auf. Säulenartige Beine ragten aus ihnen heraus, aus anderen wiederum schoben sich teleskopartig Arme und griffen gierig nach vorn.

Ein wahnwitziger Geist brachte hier etwas in Gang, was ein normaldenkendes Hirn sich kaum vorzustellen wagte.

Tschinandoahs Einwohner, durch dämonisch-magische Kraft zu Stein geworden – voluminös aufgebläht – folgten dem Taktstock ihres unsichtbaren Meisters.

Die Steine preschten teilweise aufeinander zu, und es gab krachende, berstende Geräusche, als sie aufeinanderprallten, scharfkantige Brocken sich lösten und wie Geschosse durch die Luft schwirrten.

Und diese Teile wiederum führten ihr eigenes Leben, gerieten in Bewegung und nagelten wie überdimensionale Eiskörner vom Himmel herab, an dem die Sonne gegen den Uhrzeigersinn aus dem Westen wieder aufstieg und sich als dunkelrot glimmende Scheibe ruckartig bewegte, ohne eine weitere Lichtausbeute zu schaffen.

Die riesigen Steine preschten aber nicht nur aufeinander los, mähten nicht nur im Weg stehende Säulen wie Grashalme um – sondern rollten auch die terrassenartigen Anlagen der Stadt empor.

Sie jagten auf den einsamen Beobachter aus einer anderen Welt zu. Sie waren von Vernichtungsdrang erfüllt.

Jeder Mensch aus Fleisch und Blut wäre hier nicht mehr in der Lage gewesen, sich in Sicherheit zu bringen. Die Steine rollten und

polterten von allen Seiten auf ihn zu.

Sie hätten ihn zermalmt, wäre er nicht aus einer feinstofflichen Substanz gewesen.

Macabros verschwand wie ein Geist von der hohen Terrasse vor dem Tempel. Er benötigte mit diesem Geistkörper keinen festen Boden unter den Füßen.

Aus der Luft wurde er Zeuge des Untergangs der Stadt, die Tschinandoah hieß, und die er am Ende ihrer Zeit kennengelernt hatte.

Terrassen rutschten weg und begruben Gesteinsmassen unter sich. Einzelne Quader aus Bauten lösten sich heraus, als würden sie von irgend etwas magnetisch angezogen. Die Quader machten sich selbständig. Die durchlöcherten Wände stürzten krachend ein.

Riesige Marmorplatten wurden zu Staub. Säulen und Gesteinsbrocken fielen übereinander her, zurück blieb eine Stätte der Verwüstung.

Die durch die Luft segelnden Brocken wurden zu Bomben, die auch entfernt liegende Tempel und Türme erreichten.

Tschinandoah ging im Chaos der entfesselten Elemente unter.

Das Grollen verhallte, die dumpfen Schläge verebbten.

Aus der Ferne eines anderen Raum-Zeit-Kontinuums lenkte und steuerte ein schweratmender, erschöpfter Björn Hellmark seinen Zweitkörper. Mehr als einmal sah es aus, als ob er Macabros nicht mehr länger aktiv halten könne.

Hellmarks Puls raste. Kalter Schweiß perlte auf seiner Stirn, seine Haut wirkte fahl und schlecht durchblutet. Seine ganze Kraft strömte Macabros zu, um den Untergang und das Ende Tschinandoahs abzuwarten. Es war keine Neugierde, die ihn veranlagte, das Letzte aus sich herauszuholen.

Er hoffte noch immer auf einen Hinweis, einen Fingerzeig, der eine Wende für Tschinandoah oder für ihn bedeuten konnte.

Und er irrte sich nicht!

Feenhaft sanft klang eine Stimme auf, als die Stille sich wie ein Leichentuch über die Stätte der Vernichtung senkte.

Eine der Dienerinnen sprach zu ihm. Die letzte, mit dem seltsam gefärbten Haar.

»Das ist das Ende der Zukunft für Tschinandoah. Zu einem anderen Zeitpunkt hättest du kommen müssen – aber selbst in der Zukunft hast du den nicht mehr erreicht, der dir unter Umständen einen Hinweis auf die Tage hätte geben können, für die du deine Ankunft hier geplant hattest.«

»Wer ist das?«

»Wer war er, muß die Frage lauten… Sein Name ist Zavho.«

»Wo ist er jetzt?«

Macabros' Ätherkörper wirkte schon halb durchsichtig. Es konnte sich nur noch um Sekunden handeln, bis seine Gegenwart nicht mehr möglich war, bis er sich mit seinem Originalkörper erst so weit wieder erholt hatte, daß er Macabros erneut aktivierte.

»Nicht mehr unter den Lebenden. Zavho war als Kenner der Geheimen Mächte als solcher unsterblich. Das wußte Molochos, und so machte er ihn sterblich – auf seine Weise. Er holte Zavho ins Jenseits, wo Heulen und Zähneknirschen zu Hause sind, wo seine dämonischen Teufelsdiener sich an den Qualen derer erfreuen, die dort im Hades ihr Leben fortsetzen müssen… Hole Zavho zurück aus den Klauen der Teufelswächter und du wirst erfahren, wo die Rolle mit den Geheimnissen sich befindet und was du unternehmen mußt, um doch noch zu dem Schrein zu kommen, den du so spät erreicht hast…«

Eine Flut von Fragen schwemmte Hellmarks Geist in das ätherische Bewußtsein seines Zweitkörpers. Doch er konnte nicht eine einzige mehr stellen.

Macabros verschwand.

Schwach und müde fiel Hellmark auf sein Lager zurück, und sein Geist sackte traumlos weg.

*

Plötzlich vernahm er draußen vor der Zellentür ein Geräusch.

Mahay war sofort hellwach.

Er schlug die Augen auf.

Ein unruhig auf und ab tanzendes Licht spielte in der Türritze.

Dann wurde geräuschvoll die kleine Klappe in Augenhöhe geöffnet Flackerndes, scharlachrotes Licht fiel durch die Öffnung.

Im ersten Moment glaubte der gefangene Inder, jemand würde von draußen eine kleine Lampe an das Guckloch halten.

Dann sah er, daß es ein Auge war, das sich an das Loch preßte. Ein Auge, das nicht in ein menschliches Gesicht gehört.

Der kurze Blick ereignete sich so schnell, daß er gar nicht dazu kam, Einzelheiten zu registrieren.

Er vernahm ein leises, gefährliches Lachen, dann schnappte die Klappe zu.

Im nächsten Moment bewegte sich knarrend der von draußen vorgelegte Riegel.

Die Tür wurde geöffnet.

Das seltsamste und erschreckendste Wesen, das Mahay je in seinem Leben gesehen hatte, stand vor ihm.

Es war Tamuur, der Scharlachrote.

*

Der breite Kopf erinnerte an eine aufgeklappte Muschel.

Er war flach und in zwei Hälften geteilt.

Die linke Seite schimmerte in einem dunklen Orange. Haut- und Muskelstränge schienen zu breiten, flachen Bändern zusammengewickelt. Die rechte Seite war dunkelgrün, wie es in der tiefsten Tiefe eines unerforschten Ozeans vorkommen mochte.

Die gerippten Ohren, an verkrüppelte Echsenflügel erinnernd, lagen eng diesem breiten, furchteinflößenden, unmenschlichen Schädel an.

Aus dem haarlosen Kopf aber züngelte etwa dreißig Zentimeter hohe Flammen, die eine dichte, ständig in Bewegung befindliche Krone bildeten. Diese Feuerzungen entwickelten einen scharlachroten Schein, die die Luft in unmittelbarer Nähe des unmenschlichen Magiers aufglühen ließ.

Aus dem Körper des Inders schien jegliches Leben zu weichen. Tamuurs Anblick lähmte ihn.

Tamuur lachte leise. »So also sieht ein Mutiger aus, der sich vorgenommen hat, das Leben in Ullnak wieder zu normalisieren. Ich habe es nicht glauben wollen, als ich davon hörte. Aber es ist tatsächlich so, daß ihr, die ihr von der anderen Seite der Welt zu uns kommt, euch anmaßt, uns bekämpfen zu müssen.«

»Wenn der Kampf gerechtfertigt ist, ja.« Rani war mit dem Klang seiner unsicheren Stimme nicht zufrieden.

»Wie willst du gegen einen Schatten kämpfen, den du nicht greifen kannst? Der Schatten wird dich besiegen, weil du deine Kräfte vergeudest. Schon deine Gedanken warnen mich. Du könntest mich nicht mal heimtückisch ermorden. Jeder Gedanke, der hier von wem auch immer gedacht wird, gehört mir. Ohne mich zu kennen, hast du die Begegnung mit mir gesucht…«

»Ich hörte von einer Fürstin, die Aleana heißt…«

»Sie ist meine Frau. Auch wenn sie es nicht sein möchte. Ich sehe, auch das interessiert dich, nun so werde ich es dich wissen lassen: Aleana lebte im Paradies, wie sie es sich vorstellte. Nur so konnte ich ihre Liebe gewinnen. Ich lege großen Wert auf ihre Anwesenheit und Liebe. Dann zeigte ich ihr mein wirkliches Antlitz und die wirkliche Welt, in der sie lebte. Sie wollte fliehen. An der Seite eines mächtigen Magiers schien ihr das Leben nicht mehr lebenswert zu sein. Töricht, nicht wahr? – Es ist verwunderlich, daß die Menschen nicht begreifen, wo ihre Grenzen liegen. Auch du siehst deine Grenzen nicht, wie ich bemerkt habe. Du bist hierhergekommen in die Stadt, um den Kult kennenzulernen, der sich um deinen Freund entwickelt hat. Deine Gedanken sind schneller als deine Worte. Du brauchst mir nichts zu

erklären. Der Mann, der dein Freund ist und der sich Björn Hellmark nennt, wollte mein Tal durchqueren. Als er die Puppe benutzte, kam es zur Katastrophe, da in einer anderen Zeit gleiche Impulse ausgesandt wurden. Das Raum-Zeit-Kontinuum verschob sich. Die Bedingungen, unter denen mein Tal bisher stand, gingen verloren. Aber die Voraussetzungen, die ich für eine Übernahme des Landes und der Stadt Ullnak geschaffen hatte, erfüllten sich. Ich wurde zum Herrscher und kann hier das vollenden, was ich in meinem Tal unterbrach. Hinter hohen Mauern entstehen die gleichen Gärten, in denen ich das Leben nach meiner Vorstellung forme, in der die Gedanken und Wünsche mir gehören. Hier bin ich der Herr der Welt! Außer meinem Willen gibt es nichts. Ich will, daß die Gedanken aller in Ullnak sich nur mit einer Person beschäftigen: mit diesem Hellmark. Alle sollen glauben, daß er der Initiator war, der Ullnak ins Verderben führte. Niemand mehr denkt daran, daß ich, Tamuur, der eigentliche Usurpator bin. Sie haben ihr Ventil – sie fühlen sich frei, während ich unbeobachtet meinen Weg verfolgen und meinen Palastgarten vervollständigen kann. Wo Hellmark jetzt auch immer ist: die Flut der bösen, auf ihn konzentrierten Gedanken wird ihn in mehr oder minder abgeschwächter Form erreichen und ihn auf irgendeine Weise schädigen. Wie sich das im einzelnen äußert, kann ich leider auch nicht sagen. Der Aufenthaltsort des Mannes, der es wagte, mir die Stirn zu bieten, ist mir nicht bekannt. Aber Tamuur hat Zeit. Alle Zeit der Welt steht ihm zur Verfügung. Er gehört dank Rha-Ta-N'mys großer Gnade zu den wenigen Unsterblichen, die sie sich geschaffen hat.«

Er unterbrach sich, und die glühenden, unmenschlichen Augen bohrten sich in Mahays Blick.

»Du glaubst, mutig zu sein. Ich bin gespannt, ob du es auch noch in Tamuurs Garten bist«, sagte der Scharlachrote unvermittelt. »Dort unten kannst du deinen Mut zur Schau stellen. Du denkst, ich habe leicht reden? Du würdest es schon mit mir aufnehmen, wenn du die Hände frei hättest? Nun, das ist gleich geschehen.« Kaum waren seine Worte verhallt, fielen Mahays Handfesseln ab wie durch Zauberei. »Deine Hände sind frei, du kannst dich innerhalb deiner Zelle frei bewegen. Ich warne dich allerdings, auch nur die Hand nach mir auszustrecken. Sie würde dir im gleichen Augenblick abfaulen.«

Mahay, der den Bruchteil einer Sekunde zuvor ernsthaft den Gedanken gehabt hatte, dem Scharlachroten an die Kehle zu gehen, hielt sich zurück. Daß dieses fremdartige, grausam denkende Geschöpf zu schrecklichen magischen Taten fähig war, bewies die Tatsache der seltsamen Raum- und Zeitverschiebung unmittelbar in Ullnak und die befremdliche Lebenssituation, die er in der Stadt angetroffen hatte.

Mahay wollte etwas sagen, doch die Worte blieben ihm in der

Kehle stecken, als er sah, daß jemand hinter Tamuur auftauchte.

Sie war lautlos wie ein Geist die Treppen hochgekommen – doch sie war kein Geist. Sie bestand aus Fleisch und Blut und war schön wie eine Göttin.

Es war Aleana.

Mahay fielen die Mundwinkel herunter, als die zierliche, ernst und traurig wirkende Gestalt an Tamuurs Seite trat und den fremden Gefangenen musterte.

Rani sah diese Frau nicht zum ersten Mal.

Er hatte sie am frühen Abend schon beobachtet. Im »alten Tal«. Da jedoch nicht als Mensch – sondern als Geist.

*

War sie's oder war sie's nicht?

Narrte ihn abermals ein Spuk?

»Nein, du irrst dich nicht.« Tamuur schien jede seiner Überlegungen zu empfangen. »Sie war es – zumindest ihre Seele, die ich dort Tag für Tag hinschicke. Das ist ein Teil der Strafe, die ich ihr zugedacht habe. Sie soll immer wieder jenen Ort besuchen, an dem sie glücklich war und an dem ich sie vor die Entscheidung stellte, mich zu lieben oder ihr ganzes Leben lang zu leiden.«

»Er ist der Satan in Person«, preßte die schöne, bleiche Aleana mit belegter Stimme hervor. »Ich weiß nicht, Fremder, woher du kommst und wohin du wolltest: vielleicht hat sich mein Schicksal außerhalb Ullnaks herumgesprochen, daß ich unter psychischem Terror stehe, daß ich in die Hände eines grausamen Magiers gefallen bin, der mich wie eine Marionette benutzt. Mein Volk weiß in Wirklichkeit nicht, von wem es regiert wird, weiß nichts von Tamuur, der hier sein Reich neu aufgebaut hat. Mein Volk tut alles, um mit der Veränderung fertig zu werden, um den Feind zu vernichten, den es in der Person jenes blonden Mannes mit dem Schwert sieht, der als Blitzableiter herhalten muß. In Wirklichkeit aber befindet sich der Löwe mitten in der Stadt, und er reißt ein Opfer nach dem anderen. Wahllos holt diese Bestie Angehörige meines Volkes hier in den Palast und in die Gärten, die unter seiner Anleitung wild wachsen und wuchern…«

Wie verzweifelt mußte diese junge Frau sein. Sie erkannte die Aussichtslosigkeit ihrer Lage, sie war an eine unmenschliche Bestie gekettet und konnte nichts daran ändern. Mit dem Mut der Verzweiflung sagte sie Dinge, die Tamuur, der grausame Scharlachrote, nur belächelte.

»Es ist der Mut der Schwachen«, sagte er belustigt. »Dabei könnte für sie alles so einfach sein: liebe mich – und alles liegt dir zu Füßen! Liebe mich so, wie ich bin – und vergiß den, der sich Ka-To nannte

und der gekommen war, dich aus meinen Klauen zu befreien. Ich könnte dich zwingen, mich zu lieben – für Tamuur wäre es ein Gedanke. Aber ich will deine freiwillige Selbstaufgabe. Das wäre der größte Triumph meines Lebens.«

»Einen Triumph, den du niemals genießen wirst!«

Ihre Augen schossen Blitze. Dann wandte sie ihr blasses, schönes Gesicht wieder dem Inder zu. »Du bist stark und mutig. Aber gegen Tamuur ist kein Mut und keine Stärke gewachsen. Ich bedaure es, daß du in diese meine Stadt gekommen bist, in der ich selbst nur Gast bin. Ich könnte dir raten: flieh'! Aber ich wüßte den Weg nicht, den du gehen könntest. Verzeih', daß ich dir nicht helfen kann…« Mit diesen Worten kam sie auf ihn zu, stellte sich auf die Fußspitzen und hauchte dem fremden Mann einen Kuß auf die Lippen. »Wo Tamuur ist, beginnen die Qualen. Er foltert jeden auf seine Weise, läßt jeden seine eigene Hölle erleben…« Ihre Augen schimmerten feucht, als sie sich umwandte.

Sie konnte ihm nicht helfen. Sie konnte sich selbst nicht helfen.

Wortlos verschwand sie nach draußen.

Da sagte Tamuur: »Oh, ich habe das Gefühl, du bekommst Besuch.«

Dabei sah er Rani an.

Das scharlachrote Licht über dem Haupt des Magiers, der weder Tier noch Pflanze, noch Mensch war, verstärkte sich.

Im gleichen Augenblick geschah etwas Merkwürdiges.

Das quadratische Fenster, das zum offenen Meer den Blick lenkte, veränderte seine Konstellation. Es glitt über das Mauerwerk, lautlos und unheimlich, als würde es über unsichtbare Stangen rollen.

Die Wand war an der Stelle verschlossen, wo eben noch das Fenster zum Meer lag. Das Fenster befand sich jetzt gut drei Meter weiter links, und Mahays Blick ging hinaus über die unheimlichen Gärten hinüber zu der Mauer, die einen Teil dieses Zaubergartens dort umspannte.

Besuch!

Er sah diesen Besuch und verstand, was Tamuur damit meinte.

Vor der Mauer glitt geduckt auf Samtpfoten eine vierbeinige Gestalt.

Chitra!

*

Die Raubkatze strich auf und ab, immer an der Mauer entlang. Mit glühenden Augen maß sie den Abstand – und sprang.

Nicht hoch genug.

Chitra lief weiter zurück, duckte sich diesmal tiefer und spurtete dann los.

Beim zweiten Anlauf schaffte sie es.

Die Krallen hakten sich in das grobe Mauerwerk, und die Katze zog sich kraftvoll auf die abgeplattete Oberfläche.

Dort oben verweilte sie ein paar Sekunden, spähte aufmerksam in die Tiefe – und sprang dann. Federnd kam sie auf, strich geschmeidig und schnell zwischen den bizarren Bäumen und Blüten entlang. Ein Dschungel tat sich vor ihr auf.

Ein unheimlicher Dschungel! Ein Dschungel, wie er dem Hirn eines Geschöpfes entsprossen war, der lebende Zellen brauchte, um seine bizarren Geschöpfe zu schaffen.

Chitra bestand aus lebenden Zellen!

Und das Unheil nahm seinen Lauf.

Lautlos schwangen aus der geisterhaften Düsternis des unmenschlichen Gartens lange, klebrige Lianen, die den Umfang einer ausgewachsenen Boa hatten.

Schmatzende Geräusche traten auf, als sich schwarz-blaue, lederartige Blütenkelche zwischen den schwammigen Stämmen plötzlich öffneten.

Es ging alles so schnell, daß die Raubkatze keine Chance hatte.

Das Tier flog wild brüllend herum.

Klatschend legten sich die schmierigen Lianen um den geschmeidigen Leib der Raubkatze. Die Lianen kamen den weit geöffneten Kelchen entgegen, die sich als gierige blau-schwarze Rachen entpuppten.

Chitra schlug um sich, mit aller Kraft und Wendigkeit, zu der sie fähig war.

Das Kreischen hallte entsetzlich langgezogen durch den unheimlichen Zaubergarten.

Mahay lief bei diesem furchtbaren Geräusch eine Gänsehaut über den Rücken, und fassungslos starrte er auf die ovale, von einem geisterhaft grünen Glühen erfüllte Lichtung, auf der sich das Schicksal seines geliebten Tigers erfüllte.

Chitra hatte aus einem sicheren Versteck heraus seine Festnahme beobachtet, hatte schließlich die Witterung aufgenommen und war in ihrem angeschlagenen Zustand bis zu dem Schloß des unbarmherzigen Magiers gekommen und suchte ihn nun.

Namenloses Grauen schnürte Mahay die Kehle zu.

Chitra verschwand in dem gierigen Schlund.

Sekundenbruchteile später schon zirkulierten ihre Lebenssäfte in dem geheimnisvollen Strom, der die bizarren, wahnwitzigen Strukturen dort unten nährte.

Die Blüte veränderte ihre Farbe und ihre Form.

Sie war gestreift und pelzig wie ein bengalischer Tiger. In der Mitte glühten zwei bernsteingelbe Augen, die anklagend in die Nacht

starrten…

*

Sekundenlang stand Rani Mahay da, als wäre alles Leben aus seinem Körper gewichen, als hätte die lebensfeindliche Magie Tamuurs auch ihn vollends in ihren Bann gezogen und er könne sich nicht mehr daraus lösen.

Ranis Augen brannten wie Feuer.

Sein Hirn war taub vor Schmerz und Grauen, und er war unfähig einen klaren Gedanken zu fassen. Wie in Trance nahm er das leise, arrogante Lachen Tamuurs wahr; er sah, wie das Fenster langsam seitwärts glitt, und den Blick in den Garten versperrte wieder die massive Wand, die er bei Ankunft in dieser Zelle wahrgenommen hatte.

Nur eine Vision? Hatte Tamuur ihm etwas vorgegaukelt, um ihn zu quälen?

Das Fenster befand sich wieder an der Stelle, wo es anfangs gewesen war.

Blick zum Meer, Blick zu der Felsensäule, die Fledermäuse umkreisten…

»Du wirst bald Kontakt zu ihm haben«, tönte Tamuurs Stimme. Er sprach von Chitra. »In meinem Garten artikuliert alles miteinander…«

Tod im Zaubergarten… Lieferant für lebende Zellen, mit denen ein Unmenschlicher experimentierte… das war sein Schicksal!

Nein!

Er handelte, ohne eine Sekunde zu zögern, ohne eine Sekunde zu überlegen und zu überdenken, wohin seine Reaktion führen würde.

Tamuur keine Chance geben, erst seine Gedanken zu empfangen, das war der erste Schritt.

Mahay warf sich herum. Wie eine Raubkatze warf er sich der Öffnung des quadratischen Fensters entgegen und sprang hoch auf den Sims. Seine Schultern waren zu breit, als daß sie durchgegangen wären, und so mußte er sich leicht seitlich abdrehen.

Dann gab er sich einen Ruck – und sprang in die Tiefe, wo das brausende Meer brüllend seine Wellen gegen die Steilwand jagte.

Mahay flog durch die Luft, Hunderte von Metern tief.

Schwer wie ein Stein raste er nach unten.

Als die feuchte, nach Salz und Wasser riechende Luft sein Gesicht traf, kam er wieder zu sich.

Er wußte nicht, wie das, was er getan hatte, ausging. Unter Umständen hatte er den sicheren Tod gewählt, aber das war tausendmal besser als zu einem namenlosen Gewächs in Tamuurs Garten zu werden.

Sekundenlang glitt er wie ein Vogel durch die Luft, sah den schwarzen Fels auf sich zukommen, ruderte verzweifelt mit Armen und Beinen, und die bizarre steinerne Struktur, dieser »Turm der Fledermäuse«, geriet aus seinem Gesichtsfeld.

Das Wasser unter ihm zischte und brauste… noch wenige Meter, dann würde er entweder auf unterseeischen Felsen zerschmettern oder er würde eintauchen…

Er tauchte ein. Das Wasser schlug über ihm zusammen.

Die Wucht des Aufpralls war so stark, daß der Inder glaubte, seine Brust würde in der Mitte durchgeschnitten.

Tief tauchte er in die Fluten.

Kein Widerstand, kein Fels!

Mahay schwamm mit weiten, ausholenden Bewegungen, zunächst unter Wasser, tauchte auf, schnappte nach Luft und tauchte wieder unter. Er kämpfte gegen Wellen und Strömung und wußte oft nicht, ob er dem Ufer zuschwamm oder sich in entgegengesetzter Richtung bewegte. Mit einem Mal wurde ihm das Schwimmen leichter. Die heftige Wellenbewegung hatte nachgelassen.

Mahay schwamm mechanisch, sah sich nicht ein einziges Mal um und wußte überhaupt nicht, wie diese Situation sich für ihn auszahlen sollte.

Er hatte einfach gehandelt – und jetzt kamen die Gedanken, wie es weitergehen würde.

Tamuur ließ ihn in Ruhe.

Entweder der Magier wußte bereits, was ihn erwartete, oder seine Kraft reichte nicht aus, ihn hierher zu verfolgen.

Über Wasser bleiben, atmen, am Leben bleiben – das waren seine Hauptgedanken.

Dann kam der Moment, wo seine Kräfte nachließen und seine Bewegungen langsamer wurden.

Sein Körper wurde schwer wie Blei.

Mahay sah nur Wasser und finsteren Himmel über sich, wo ferne, stecknadelkopfgroße Sterne blinkten.

Unwillkürlich suchten seine Augen die markante und unverwechselbare Form des Südsterns.

Er sah ihn nirgends…

Waren Stunden vergangen – oder Tage?

Er wußte es nicht.

Jegliches Zeitgefühl war ihm ebenso verlorengegangen wie das Gefühl für seinen Körper, der schwerfällig wie ein Sack von den Wellen auf und ab getragen wurde.

Es kam der Moment, da fielen seine Arme herab wie Steine.

Dann sank er in die Tiefe und schluckte Wasser. Doch sein eiserner Lebenswille war es, der ihn wieder in die Höhe trieb und veranlaßt

weiterzumachen.

Dann aber war der Punkt überschritten, wo sein Wille noch den ermatteten Körper emporreißen konnte.

Er war irgendwo in der Mitte eines fremden Ozeans. Die Nacht spannte sich düster wie ein Mantel über ihn, und nirgends gab es Anzeichen, daß er sich in der Nähe von Land befand.

Rani Mahay war fertig, ausgepumpt.

Wie ein Stein ging er unter und schluckte Wasser… Wasser…

Kraftlos wurde er von der Meeresströmung mitgerissen.

Sein Geist war benommen, kein vernünftiger Gedanke kam mehr zustande, kein Antrieb…

Der Sauerstoffmangel ließ ihn bewußtlos werden.

Rani Mahay merkte nichts mehr davon, daß die Strömung sich verändert hatte, die Wellenbewegung stärker war – und daß diese Wellen ihn schließlich an die Gestade eines unbekannten Ufers spülten…

*

Als sie zu sich kam, wußte sie im ersten Moment nicht, wo sie sich befand.

Ihr Schädel dröhnte und schmerzte, und sie hatte das Gefühl, er wäre doppelt so groß.

Sie litt unter Sauerstoffmangel, und obwohl sie tief durchatmete, vermochte sie die Schwere in ihren Gliedern nicht zu beseitigen.

Danielle de Barteaulieé richtete sich auf und sah sich in der fremden Umgebung um.

Eine Zelle – aber anders als die, in die der Luftstrom sie geworfen hatte!

Die Französin war allein. Die beiden unterirdischen Satis waren verschwunden.

Nach und nach setzte ihre Erinnerung wieder ein.

Sie befand sich im Innern eines der Flugwesen.

Mechanisch begann sie damit, ihr zerfetztes Kleid zurechtzustreichen und dann die Wände abzutasten, die eine rauhe Oberfläche hatten.

Sie fühlte sich an wie der Stamm einer knorrigen Eiche.

Sie vernahm ein fernes Summen und lauschte. Da hörte sie auch andere Geräusche.

Leises, aufgeregtes Wispern, als ob helle Stimmen sich unterhielten.

Sie hatte das Gefühl, daß zahlreiche unsichtbare Gestalten sie umringten.

Aber die Gestalten waren nicht unsichtbar.

Bei genauerem Hinsehen entdeckte sie jetzt etwas, was ihr zuvor entgangen war.

In der rauhen Wand gab es ovale Einkerbungen, welche die Größe von Fenstern hatten und in denen die Oberfläche der Wand nicht so rauh war.

Innerhalb dieser Abschnitte waren mattgrüne Schattenbewegungen wahrzunehmen.

Dahinter bewegte sich etwas!

Sie wurde aus den angrenzenden Räumen beobachtet.

»Warum haltet ihr mich hier fest?« fragte sie leise, die Hände nach außen drehend, als wolle sie damit demonstrieren, daß sie völlig hilflos sei.

Sie stand dicht vor einem der ovalen Wandabschnitte, preßte ihr Gesicht daran – und konnte plötzlich auf die andere Seite sehen wie durch ein Fenster.

Ein großer, ovaler Raum tat sich auf, in dem mehrere grüne Gestalten hantierten. Einige der Grünen standen dichter an der Wand, und sie konnte deren Körper und jede Regung in den Gesichtern erkennen.

So wie sie die anderen sehen konnte, so konnten die anderen in diesem Augenblick auch sie sehen.

Sie hatten schmale, längliche Gesichter und hervorquellende Augen, die von einem ringförmigen, dunklen Muskelstrang umgeben waren, der sich ständig leicht bewegte.

Den spitzzulaufenden Mündern haftete etwas Rüsselähnliches an. Die Physiognomie erinnerte an die eines überdimensionalen Insekts. Die grünen Wesen standen auf zwei Beinen und hatten zwei Hände, die mit jeweils sechs Fingern versehen wären. Der Körper war von einem mattschimmernden Chitinpanzer umhüllt, der zu einem blaugrünen, voluminös gewachsenen Kragen auslief, in dem der schlanke Kopf mit der hohen Stirn wie hineingestülpt steckte.

Auf den hervorquellenden Augen der sie Beobachtenden entdeckte Danielle ihr verkleinertes Spiegelbild.

Der ihr genau gegenüberstand und von dem sie nur durch die rauhe Wand und die kaum wahrnehmbaren Beobachtungslöcher getrennt war, bewegte den spitzen Insektenmund.

»Wir wissen nichts von dir, deshalb haben wir dich noch nicht getötet«, sprach der andere sie an. »Du bist anders als die Satis. Du hast dich nicht unter der Erde aufgehalten, du warst außerhalb. Wir haben außerdem bemerkt, daß hoher CO2-Gehalt in der Atemluft sich für dich nicht günstig auswirkt. Du fühlst dich in dieser Luftmischung nicht wohl. Da ergeht es dir wie uns. Auf diese Weise bist du uns ähnlich – und doch bist du anders als wir. Wo kommst du her?«

Sie antwortete nicht gleich darauf. Mit einer fahrigen Bewegung

strich sie sich über ihre feuchte Stirn.

Der CO2-Gehalt der Luft war zu hoch. Wenn man das wußte, warum veränderte man dann die Zusammensetzung nicht?

»Wenn ich nicht wie die Satis bin – sondern eurem Organismus ähnlich, dann frage ich mich, warum ihr mich eine Luft atmen laßt, von der ihr wißt, daß sie mich auf die Dauer gesehen töten muß. Doch wenn ihr mich töten wolltet wie die Satis, hättet ihr es längst getan.«

»Ob es dazu kommt, wissen wir noch nicht.« Mit diesen Worten wandte der Sprecher auf der anderen Seite des Beobachtungsplatzes sich um und gab den anderen, die hinter ihm im Raum hantierten, einige Zeichen mit seinen langen, muskelschwachen Armen.

Zwei der durch diese lautlose Zeichensprache Angesprochenen liefen daraufhin davon. Im nächsten Augenblick schon konnte Danielle de Barteaulieé feststellen, daß die Luft, die sie umgab, frischer wurde, daß der Sauerstoffanteil sich erheblich besserte.

Sie konnte tief durchatmen. Es ging ihr innerhalb weniger Minuten bedeutend besser. Die Schwere in den Gliedern schwand, und der Druck auf ihrem Hinterkopf ließ nach.

»Wo kommst du her?« wurde sie wieder von dem Insektenwesen gefragt. »Eine Art wie dich hat es im Land der Satis bisher nicht gegeben.«

»Ich komme von weither, von einer Welt, die wir Erde nennen.«

»Erde?«

Sie beschrieb die Welt, aus der sie kam, und die Lage des Planeten auf seiner Bahn um die Sonne.

Der andere hörte aufmerksam zu, aber er konnte mit den Angaben nichts anfangen.

»Und wie kommst du hierher?«

Das war eine lange Geschichte, zu lang, um sie im Detail zu erzählen. Danielle de Barteaulieé beschränkte sich auf das unbedingt Notwendige. Sie erzählte von dem Magier Tamuur, dessen furchtbarem Tal und den Experimenten, die er durchführte. Doch auch Tamuur war denen, die sie gefangengenommen hatten, kein Begriff.

Immerhin – es war ein Dialog zustande gekommen, und die Jo-Os, wie die Insektengeschöpfe sich nannten, waren offensichtlich intelligent und erfahren genug, um keine unüberlegten Handlungen zu begehen.

In Danielle de Barteaulieé hatten sie das Exemplar einer Lebensart in die Hand bekommen, die ihnen bisher unbekannt war.

War diese Lebensform der Rasse der Jo-Os feindlich gesinnt oder freundlich – oder verhielt sie sich neutral?

Schon von der biologischen Beschaffenheit her aber schien deutlich zu sein, daß die fremde Frau aus einer anderen Welt keine gemeinsame Sache mit den unterirdischen Satis machen konnte. Die

Satis waren CO2-Verwerter und als solche daran interessiert, die Luftzusammensetzung in der Atmosphäre ihren Bedingungen entsprechend zu verändern. Damit machten sie sich automatisch zu Todfeinden jener Lebensarten, die auf einen hohen Sauerstoffanteil angewiesen waren. Danielle erfuhr, daß die Auseinandersetzungen zwischen Satis und Jo-Os schon so lange währte, wie die beiden Rassen bestanden.

Die Jo-Os registrierten seit geraumer Zeit insofern eine nachteilige Veränderung, daß die Satis ihrem Symbiosewesen, das Sauerstoff verwertete und Stickstoff lieferte, die Rückkehr in eine Welt ermöglichen wollten, die sie schon mal in Urzeiten besaß. Warum Vatox sich in die Tiefe der Erde zurückzog, war nicht bekannt.

Von Vatox und den Satis ging eine unmittelbare Gefahr aus, und man machte Danielle diese Gefahr plausibel. Dabei ging es weniger um die Tatsache der Übernahme der Täler, Mulden und Flußbetten durch das Flüssigwesen. Das hätten die Jo-Os noch hingenommen und verkraftet, denn es war nach Berechnungen der wissenschaftlichen Kontaktstellen hier in der Stadt der Jo-Os keine Auslöschung ihrer Art zu befürchten. Vatox' Kreislauf befand sich so im Gleichgewicht, daß die existierende Vegetation ausreichte, den steigenden Stickstoffanteil wieder aufzunehmen und in Sauerstoff umzuwandeln. Die Gefahr bestand in einer anderen Wesensart Vatox' unkontrollierbarer Geist konnte Vibrationswellen aussenden und erdmagnetische Strömungsfelder ummodulieren, so daß die Strahlfläche für die Stadt gefährdet war und die Flugschiffe ihre Manövrierfähigkeit einbüßen würden.

Was damit gemeint war, begriff Danielle de Barteaulieé zunächst nicht.

Erst als sich ein Durchlaß in ihrem Gefängnis öffnete und sie in Begleitung mehrer Jo-Os durch die Räume des Hauses ging, wurde ihr die ganze Tragik dieses Volkes bewußt.

Die Jo-Os lebten in Fliegenden Städten. Die Flugwesen, die Hellmark und sie in das Tal der Satis hatten kommen sehen – waren künstliche Flugschiffe, die so lebensecht und abstoßend gestaltet waren, um die Satis zu erschrecken. Die Flugschiffe waren gewaltig. Jedes Schiff war ein Haus, in dem Büros, Wohnräume, Forschungsstätten und Beobachtungsstationen untergebracht waren.

Die Jo-Os waren über das Geheimnis einer ebenso umfassenden wie einfachen Technik unterrichtet.

Hier auf dieser Welt gab es bestimmte Landstriche, die wie geschliffene Felsplatten aussahen. An diesen Orten war der Durchtritt der erdmagnetischen Kraftströme besonders stark. Negativ geladene Materialien, die aus tieferen Erdschichten stammten, wurden von Jo-Os-Arbeitern in harter Arbeit aus der Tiefe des Planeten

herausbefördert. Diese Materialien hatten die Fähigkeit zu schweben, sobald sie über jene geschliffenen Landstriche kamen. Dabei kam es dann nicht mehr darauf an, wie schwer diese Platte beladen war. Alles, was sich darauf befand, wurde wie schwerelos.

Die Flugschiffe bestanden aus diesem Material, die Stadt der Jo-Os schwebte, die Schiffe waren ihre Häuser. Mit der ganzen Stadt war die Rasse ständig unterwegs. Und auch dort, wo sich die Erdstrahlen nicht mit dem aufnahmebereiten, schwebefähigen Material vereinigen konnten, vermochten die fliegenden Häuser durch die Luft zu gleiten. Das Material verfügte über die Fähigkeit der Speicherung.

Danielle de Barteaulieé lernte die Welt der Jo-Os kennen.

Die breiten gerippten Echsenflügel lagen dicht an dicht und bildeten Straßen und Plätze.

Sie ging zum Rand eines solchen Flügels und konnte von hier aus weit über das Land sehen. Die Fliegende Stadt schwebte schätzungsweise in drei- bis fünfhundert Metern Höhe.

Direkt unter der Stadt der Groß-Insekten breitete sich glatt und fugenlos eine Fläche aus, die an polierten Schiefer erinnerte, und sie mußte daran denken, was ihre Begleiter ihr erzählt hatten. Jenseits der Fläche ging die Landschaft über in eine steppenartige Wüste, in der ein breiter, stark gewundener Fluß bis hinter die fernsten Berge zog, die flach und sanft als Silhouette den Horizont betonten.

Zwischen den zigarrenförmigen Leibern der Flugschiffe begegneten sie immer wieder anderen Jo-Os. Frauen und Männern ebenso wie Kindern. Das Leben spielte sich auf den ausgespannten Flügeln ab, vor den Gebäuden.

Neugierige Blicke verfolgten die Frau, die von der Erde gekommen war. Hier war sie ein Objekt, das man begaffte wie einen Bewohner von einem anderen Stern.

Danielle aber bekam noch mehr zu sehen.

Ihre Begleiter, die sie genau beobachteten, jedes ihrer Worte aufmerksam bedachten und ihre Gestik scharf studierten, führten sie zu einem Punkt, von wo aus sie einen Blick in einen flachen Krater hatte.

Es war das Grab der Satis.

Hier lagen alle jene versammelt, die den Jo-Os in der ferneren und nahen Vergangenheit in die Hände fielen. Und sie konnte verstehen, weshalb der Haß der Satis so groß auf die Jo-Os sein mußte.

Kein Satis hatte jemals lebend mehr die Stadt der Jo-Os verlassen.

Nach ihrer Gefangennahme und Betäubung durch ein Schlafgas in den Zellen waren die Opfer wieder zu sich gekommen. Man hatte sie verhört und versucht, ihnen das Geheimnis zu entlocken, das in den unzugänglichen Städten der Unterirdischen vorbereitet wurde.

Nichts war herausgekommen. Es war wie immer…

Der ganze Aufwand, die Großaktion, in der die Stadt sich ins Tal gesenkt hatte, war verpufft.

Die Satis waren einfach freigelassen worden.

Weit kamen sie nicht. Der Sauerstoffgehalt der Luft in diesen Bereichen war zu hoch. Einige hatten verzweifelt versucht, außerhalb der polierten Schieferebene mit den bloßen Händen Löcher in den lockeren Sand zu graben, um sich in die Tiefe der Ebene zu bohren.

Die Spuren dieser Verzweiflungstaten waren überall zu sehen, und sie wurden auch nicht von den Jo-Os beseitigt.

Die Satis, die das allerdings taten, waren in dem großen Massengrab gelandet. Ein leichter süßlicher Verwesungsgeruch lag über der Stätte des Grauens, auch wenn Danielle keine verwesten Leichen erkennen konnte.

Mit der Luft und dem Land hier schien es seine besondere Bewandtnis zu haben.

»Wir haben unsere Bedenken«, hörte sie einen ihrer Begleiter erklärend murmeln. »Daß nichts, was organisch ist, vergeht, stimmt uns nachdenklich. Die Satis, darauf aufmerksam gemacht, erkennen es nicht. Wir haben einen Verdacht: in der Stunde, in der Vatox die Mulden und Flußbetten der Oberfläche füllt, wird er organische Substanzen benötigen, um seinen Körper zu ernähren. Vatox wird alles, was organisch ist, in sich hineinschlingen. Die Welt ist Vatox nicht feindlich gesinnt – aber Vatox denen, die darauf existieren. Und es haben doch alle ein Recht – Vatox ebenso wie die Satis und die Jo-Os, und wie ihr – die wir noch nicht kennen. Wir wollen versuchen, eine Katastrophe für diese Welt zu verhindern. Die ständigen Erschütterungen und Vibrationen werden durch Vatox ausgeführt – und die Satis, die ihn hegen und pflegen sind ebenso gefährdet wie wir. Der Versuch, mit ihnen übereinzukommen aber ist seit eh und je gescheitert. Die letzten Erdstöße und Vibrationsunterbrechungen der Magnetfelder waren schon bedenklich, die nächsten können in die Katastrophe führen – wenn nicht ein Wunder geschieht…«

Es war, als hätte es nur dieser Worte bedurft.

Danielle kam nicht mehr dazu, eine Frage zu stellen.

Ein Peitschenschlag, der von einer Titanenhand ausgeführt zu sein schien, ließ die Luft erzittern.

Und dann ging es Schlag auf Schlag.

Die Katastrophe nahm ihren Lauf…

*

Ein helles Pfeifen jagte wie ein orkanartiger Sturm über die breiten Rillen und Flächen auf den gerippten Flügeln.

Ein Krachen und Bersten stieg aus dem Innern der Erde, und die

Jo-Os liefen schreiend in ihre Häuser.

Aber die boten keinen Schutz mehr.

Danielle fühlte eine ruckartige Bewegung unter ihren Füßen, dann wurde ihr der Boden darunter förmlich hinweggerissen.

Die Französin stürzte. Ihr rechtes Bein rutschte in ein Loch, das knisternd im Flügel entstanden war. Das Bein der Frau ragte in die schwindelnde Tiefe. Danielle krallte sich verzweifelt und voller Furcht in das sich langsam weiter auflösende Gespinst, das unter schrillen Klängen seine netzartige Struktur nicht mehr aufrechterhalten konnte.

Ein Geräuschinferno, wie sie es nie zuvor gehört hatte, raubte ihr fast die Sinne.

Klatschend rissen die Straßen auseinander, die aus grau-braunem Gespinst bestanden. Die Wohnhäuser der Jo-Os zerbröckelten und fielen in großen und kleinen Brocken auf den Boden herab, der gewaltige Strukturveränderungen zeigte.

Spalten und Risse entstanden, und die Flugschiffe zischten zerfallend, sich überschlagend in die Tiefe und zerschellten dort.

Der Bezirk, in dem Danielle de Barteaulieé sich aufhielt, wurde von der zweiten Erschütterungswelle erreicht.

Die Wohngebäude platzten auseinander. Der langgezogene Hals der künstlichen Schlange brach ab und stürzte in die Tiefe.

Der Untergrund, auf dem sie sich festgekrallt hatte, wurde ruckartig durch die Luft gerissen.

Der Verband der Schwebenden Stadt löste sich auf. Einzelne Flugschiffe, die noch voll manövrierfähig waren, glitten nach allen Himmelsrichtungen hin auseinander.

Manche stiegen höher empor, andere jagten im Tiefflug über das flache Land hinweg. Aber weit weg aus dem Bereich der zerstörenden Vibrationswellen kam keines.

Die Druckwellen und die Vernichtung der erdmagnetischen Kraftströme waren ganz auf die Struktur der Jo-Os Flugechsen und der glatten Landschaft darunter ausgerichtet.

Der Boden sackte brüllend und donnernd weg.

Danielle de Barteaulieé schrie wie von Sinnen, als sich wandgroße Brocken aus dem Gebäude und dem Untergrund lösten, auf dem sie lag.

Leiber flogen wie Geschosse durch die Luft und zerschmetterten am Boden. Andere verschwanden in den Erdspalten, die sich öffneten und knirschend und krachend wieder schlossen, wie in einem gigantischen Grab.

Der Himmel vibrierte, und die Druckwellen, die vom Boden emporstiegen, schüttelten auch den Körper der Französin durch.

Da gab es keinen Halt mehr – nur noch freien Fall und Tosen und Donnern, als ob die Erde sich emporwölben wolle, um den Himmel zu

übernehmen.

Die gräßliche Katastrophe, vor der die Jo-Os sich immer gefürchtet hatten, war ausgebrochen. Nun waren sie hilflos und konnten nichts mehr tun.

Die Erde brach auf, die Luft erbebte, und die Fliegende Stadt zerbröckelte wie unter den Schlägen eines gigantischen Hammers.

Wie ein welkes Blatt im Wind wurde die Französin durch die Luft gewirbelt, der sich aufbäumenden Erde entgegen.

*

Ein dumpfes Grollen schreckte ihn auf. Obwohl er sich noch so schwach und elend fühlte, war er sofort hellwach und wußte: das Experiment fand statt.

Die Vibrationswellen liefen durch die unterirdische Stadt, der Boden unter Björn Hellmark erzitterte. Sein Lager hob sich an, als ob sich jemand darunter aufrichte.

Sand rieselte von den Wänden und der Decke und fiel in seinen Nacken, in seine Augen, als er erschreckt nach oben sah.

Der Boden bewegte sich ruckartig, ebenso die Wände, als würden Theaterkulissen verschoben.

Hellmark wurde auf die Seite geworfen.

Die Wand neben ihm spaltete sich, und krachend stürzten Erdmassen in sich zusammen.

Schrille Schreie und Pfiffe, wie sie die Satis in höchster Erregung ausstießen, mischten sich in das allgemeine Getöse.

Die Wand ihm gegenüber bestand zur Hälfte aus dem Aquarium, in dem Vatox lebte.

Die Glasfolie ratschte in ihrer ganzen Länge auf, und der flüssige Leib des riesigen Wesens ergoß sich als Flutwelle durch die labyrinthischen Wege und Kavernen der unterirdischen Stadt.

Das alles ging so schnell, daß er nur eines begriff: Todesgefahr!

Ich muß weg hier!

Er wollte aufspringen, aber seine Beine versagten ihm den Dienst. Schwer, ohne Kraft und gefühllos hingen sie an ihm wie Fremdkörper, mit denen er nichts anzufangen wußte.

War er – gelähmt?

Was hatte diesen Zustand verursacht?

Er fand keinen plausiblen Grund dafür.

Die Wand vor ihm kippte langsam nach vorn. Die Flutwelle, die von allen Seiten durch die unterirdischen Räume und Gänge jagte, schwappte über und stieg rasend schnell an.

Leichen von Satis wurden vom Strom mitgerissen und aufgenommen. Vatox lebte nicht nur vom Sauerstoff allein. Er

verdaute in erster Linie organische Substanzen. Doch das hatten die Satis nicht wahrhaben wollen.

Panik krallte sich in Hellmarks Herz.

Die Wand kippte, und sie würde ihn unter sich begraben, wenn er nicht sofort etwas unternahm. Fliehen konnte er nicht. Er war hilflos wie ein Neugeborenes.

Doch im Moment der Todesangst mobilisierte er alle seine Kräfte – und sein Doppelkörper Macabros wurde seine Rettung.

Er half sich selbst.

Hellmark wurde von Macabros' starken Armen emporgerissen, als die Flutwelle des Flüssigkörpers über die erhöht liegende Schlafnische schwappte, in der er sich noch vor einem Moment befand.

Die Seitenwand kippte krachend nach vorn, und Hellmark fühlte noch den Luftzug, der sein Gesicht streifte.

Dann war er an einem anderen Ort.

Eine Erderhebung am Rande des Tals mit den seltsamen Riesenbäumen war sein Ziel.

Dort kam er unverletzt und bleich an und wurde von erhöhter Warte aus Zeuge der Katastrophe, die sich wie eine Kettenreaktion weiterentwickelte.

Die Bäume öffneten ihre Hüllen, die Vibrationen, die durch den Boden liefen, ließen zum Teil die Erde absacken. Bizarre Schachte und Krater entstanden, die sich im Nu mit dem gallertartigen grünen Körper füllten, der gurgelnd von allen Vertiefungen Besitz nahm und sich blitzschnell ausbreitete.

Ein riesiger Binnensee entstand. Im Zwielicht des beginnenden Abends wurde eine neue Landschaft geboren.

Die unterirdische Welt der Satis verging – und darüber erstand eine neue. Die Welt des hinterlistigen Vatox.

Im Brausen der hervorbrechenden Flüssigkeit füllten sich die Mulden in den Tälern, die Bäche und Flußbetten. Im Brausen der entfesselten Gewalten und der Erderschütterungen, die arhythmisch erfolgten, fiel ihm plötzlich siedendheiß ein, was für ein Hauptgrund hinter den Vorgängen steckte: die Vernichtung der Jo-Os und deren Welt. Und bei den Jo-Os hielt sich Danielle auf!

Der Gedanke an die junge Französin, die Gefahr, in der sie erwartungsgemäß schwebte und die Vorstellung der Welt der Jo-Os bewirkte, daß Hellmarks Doppelkörper nochmals aktiv wurde und im nächsten Augenblick wie ein Geist von der Bildfläche verschwand.

*

Danielle de Barteaulieés Herzschlag stockte.

Sollte so alles enden?

Nein! Sie wollte noch nicht sterben! Sie war eine Hexe, sie verfügte über übersinnliche Fähigkeiten. Und die setzte sie jetzt ein…

›Ich will fliegen – fliegen wie ein Vogel und hinwegeilen von dieser Landschaft, in der soviel Grauenvolles passiert. Ich will dort sein, wo der Mann sich aufhält, den ich liebe, in dessen Nähe ich sein will und an dessen Seite ich das Ende der Katastrophe abwarten will.‹

Der Gedanke war so übermächtig, der Wunsch so unendlich stark… Und der Wunsch wurde Wirklichkeit!

Im nächsten Moment war der freie Fall kein Fallen mehr, sondern ein Gleiten. Danielle breitete die Arme aus, und wie ein Vogel glitt sie über die fiebernde Landschaft hinweg. Die untergehende Schwebende Stadt der Jo-Os fiel weit zurück, und ein hoher Berg tat sich vor ihr auf, der bewaldet war und an den sich moosartige Pflanzen schmiegten und einen dichten weichen Teppich auf dem Untergrund bildeten.

Hier fand sie Hellmark, der am Boden kauerte, hier schlang sie die Arme um ihn und bedeckte ihn mit Küssen. Und sie waren beide glücklich, daß sie sich wieder hatten.

Hellmark löste Macabros auf, der die öde Stätte erreicht hatte, wo die Flugstadt der Jo-Os endgültig in Schutt und Asche gefallen war.

Aus sicherer Höhe verfolgten sie das Ende der Veränderungen.

Eine halbe Stunde nach Beginn der Ereignisse war alles wieder ruhig.

Die Welt zu ihren Füßen zeigte ein neues Bild.

Mulden und Täler bildeten Seen, die ölig und grün schillerten. Vatox, der Große, war jetzt hier zu Hause. Ein neuer Geschichtsabschnitt begann.

Schweigend saßen die beiden ermatteten Menschen nebeneinander auf dem sicheren Bergplateau und Björn sagte nicht, auf welch umständliche Weise er diesen sicheren Ort erreicht hatte.

Die Schwere in seinen Beinen verging, wie sie gekommen war – und auch hierfür hatte er keine Erklärung. Er konnte sich innerhalb weniger Minuten plötzlich wieder bewegen. Aber seine Sorgen waren dadurch nicht beseitigt.

Solange er keine Erklärung für die rätselhaften Veränderungen in seinem Körper hatte, solange fühlte er sich nicht wohl. Jederzeit konnte das Unsichtbare wieder auftreten und wurde zum Handicap für ihn.

Steckte ein feindlicher Angriff einer unsichtbaren Macht hinter den unerklärlichen Lähmungserscheinungen – oder hatte er sich beim Sturz in die Tiefe der Satis-Welt eine Verletzung zugezogen, die sporadisch auftrat?

Er wußte es nicht, er nahm sich jedoch vor, dahinterzukommen und sich genau zu beobachten…

Eine Episode am Rande eines großen Abenteuers war zu Ende.

Doch es ging weiter.

»Der Auftrag ist geblieben«, murmelte Björn, neben Danielle stehend und über das weite, mit Vatox gefüllte Tal sehend, durch das sie am Nachmittag noch zu Fuß gewandert waren und das nun zu einer Todesfalle geworden war. Vatox war wie eine Säure, die ihre Körper auflösen würde. »Ich habe einen Blick nach Tschinandoah geworfen, doch es war nicht mehr das Tschinandoah, das ich hätte erreichen müssen.«

Er erzählte ihr, was er als Macabros für Erfahrungen gemacht hatte.

»Was willst du jetzt tun, Björn?«

»Tschinandoah finden – den Weg nach dort suchen, den es hier nicht geben kann. Tschinandoah ist das Endziel. Aber es gibt Stationen nach dort. Eine dieser Stationen ist ein Mann namens Zavho… ich muß Zavho finden, er hält den Schlüssel des Geheimnisses in der Hand. Da Zavho nicht mehr unter den Lebenden ist, sondern von Molochos in die Unterwelt des Todes verbannt wurde, gibt es nur einen Weg, um mit ihm in Kontakt zu kommen: das Tor zur Unterwelt müssen wir finden, um Zavho dort zu sprechen…«

ENDE